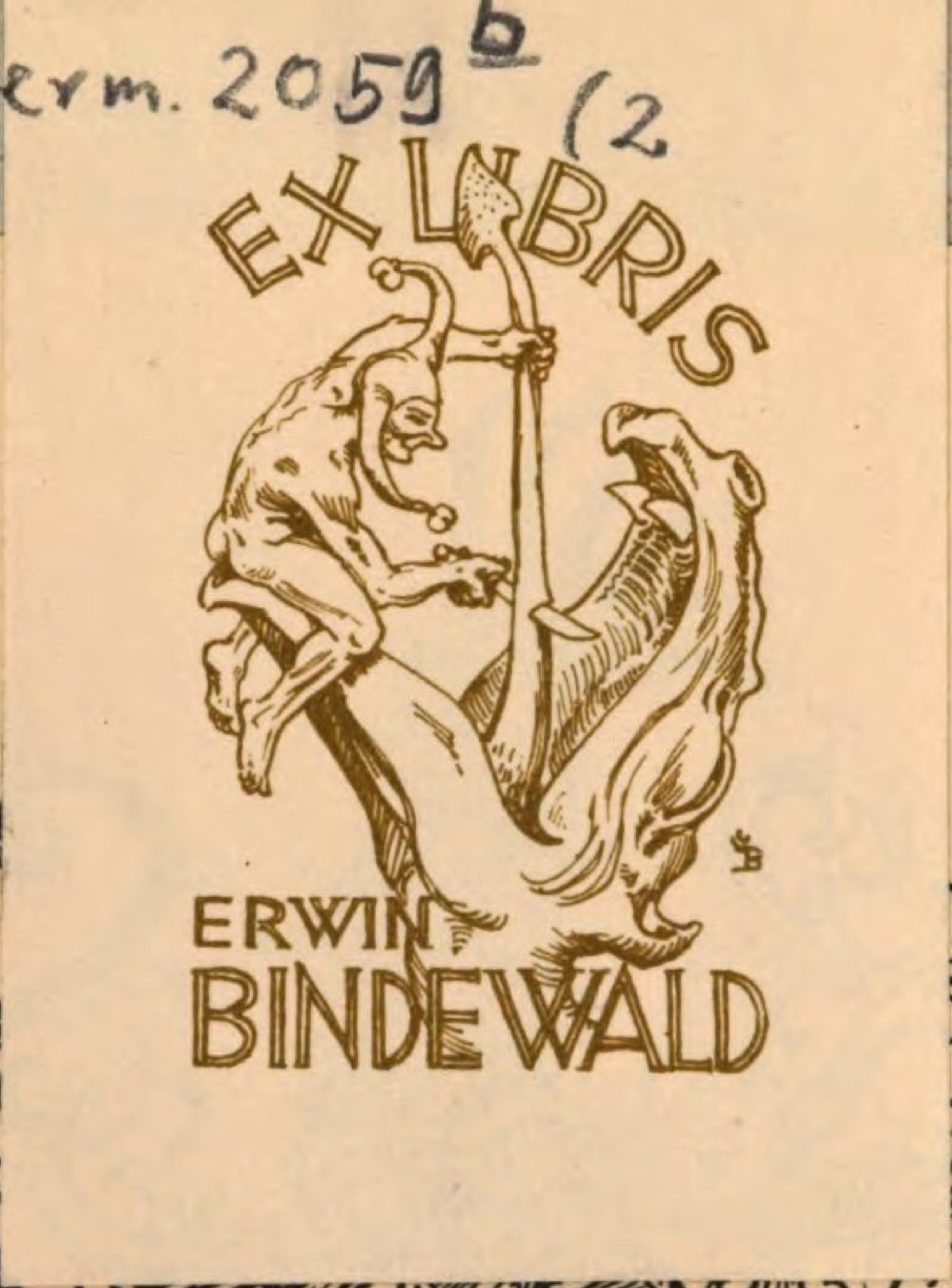
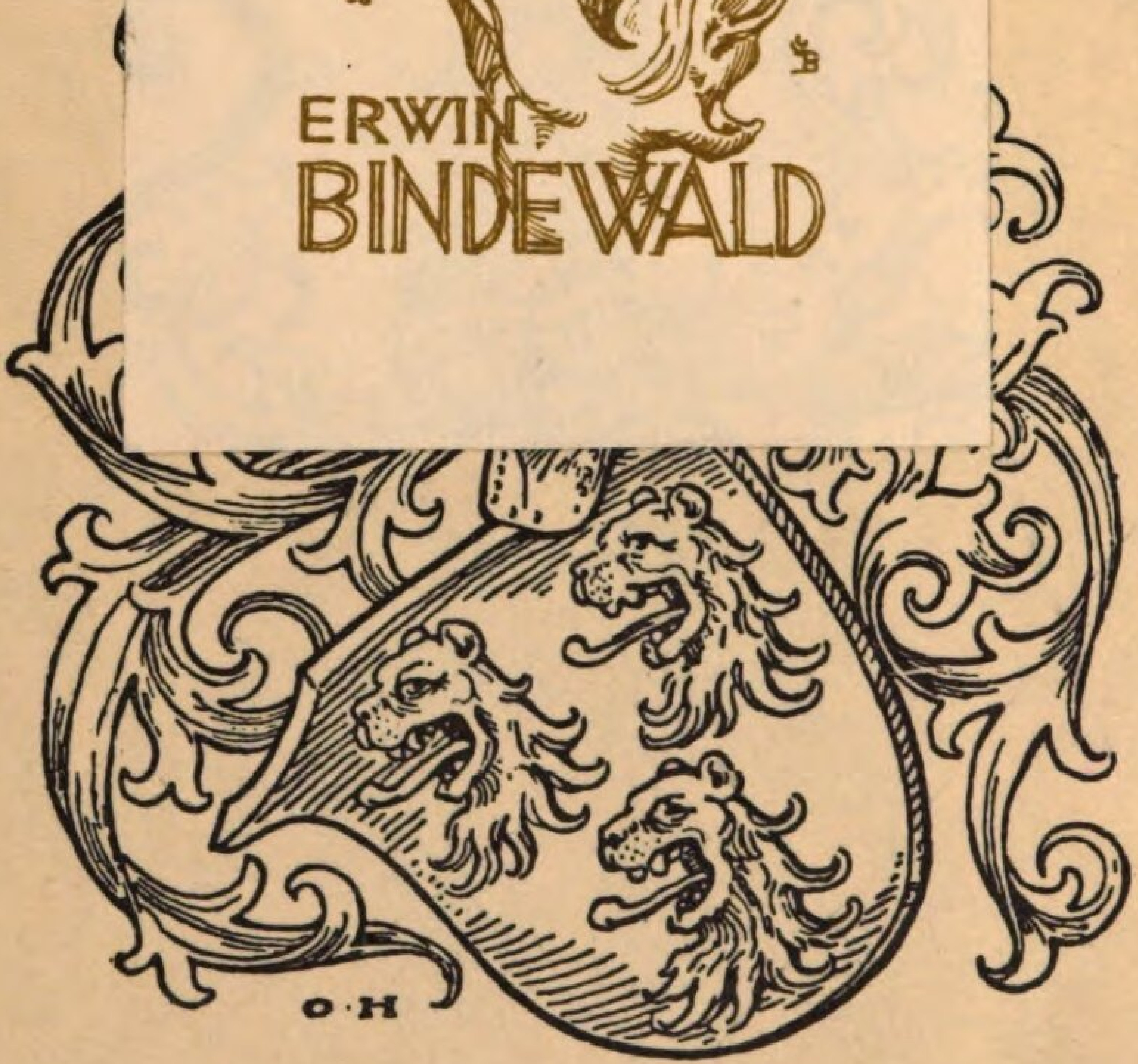
P.o.germ. 2059 b (2





BIBLIOTHEK AUF
SCHLOSS SÖDER

16|

792

1782
14 Bole

Jacob Reinhard

und

seine Familie.

Ein Roman

von

Friedrich Gleich.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bei Karl Heinrich Reclam.
1817.

A 1721134

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Jacob Reinhard

und

seine Familie.

Zweiter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

So still und ruhig auch Rosamunde dem alten Jacob in den ersten Tagen seiner Rückkehr nach Brandheim erschienen war, und so sehr er auch glaubte, die Befürchtungen des Vaters über den trüben Zustand ihres Herzens wären zu weit getrieben: so fand er doch zuletzt, daß seiner Menschen- und Seelenkunde dießmal ein kleiner Streich geschehen war und daß seine Nichte unter einem fast stets heiteren Aeußeren einen tiefen Schmerz tief in sich verbarg, der um so heftiger an ihren Lebensblüthen nagte, je mehr sie ihn den Augen ihrer Umgebung zu verschleiern suchte. Er würde vielleicht noch lange nicht ins Klare gekommen seyn, hätte nicht ein Schreiben Theodors an ihn, worin dieser seinem alten Freunde dasselbe berichtete, was der freundliche Le-

ser auf den letzten Seiten des ersten Theils dieser Geschichte bereits erfahren hat — ihm den Aufschluß verschafft, denn als er dieses eines Tages seinem Bruder Franz mittheilte, beide aber plötzlich zu einem Geschäft abgerufen wurden und der Brief im Gartenhäuschen liegen blieb, da fand ihn Rosamunde, las ihn und der wiederkehrende Jacob sah in ihren fallenden Thränen, daß die Schilderung eines glücklichen Wiederfindens von einem Wesen, welches man liebt, die Schmerzensgefühle ihrer Brust nur tiefer aufregte, da sie wohl in ihrem Innern mehr und mehr an solchem Glück verzweifeln mochte.

Von diesem Augenblick an beobachtete Jacob seine Nichte genauer denn bisher und fand, worüber er erschrack, daß, während milde Ruhe ihr Aeußeres umzog, in ihrer Brust ein heftiger Sturm tobte. So lange Müller weg war, hatte sie keine Nachricht von ihm empfangen und hatte doch so gewiß darauf gehofft! Wie manchmal war sie den Weg gegangen, der zu seiner Wohnung führte, die

jetzt verlassen stand! Ach, es war ihr ein Trost gewesen, das Haus zu sehen, in dem Er wohnte, die Pfade zu gehen, auf denen Er sonst ging — aber auch dieser Trost, schien es, sollte ihr geraubt werden. Im Orte erscholl plötzlich die Nachricht, wie das Gütchen, welches Müllern bisher gehört hatte, einem andern Herrn zufallen würde und wie vielleicht binnen kurzem Andere es bewohnen würden. Dieß war ein Dolchstich für Rosamunden. Er ist also fort, ganz fort, auf nimmer Wiederkehren und er sagte dir es nicht! Er verheimlichte sein ewiges Entfernen und überließ dich unvorbereitet deinem Schmerz! So sprach sie zu sich selbst und das lang verschlossene Gefühl brach auf Augenblicke mit Riesengewalt hervor. Ihr war als wenn sie ihn erst jetzt verlör', als wenn erst jetzt er von ihr schiede und man wird begreiflich finden, wie sie nach mehreren in der bittersten Wehmuth verbrachten Stunden, die ganze Kraft ihrer Seele zusammennehmen mußte, um nicht ganz zu erliegen. Und dennoch gelang es ihr

bei dem tobenden Schmerz im Innern, ein ruhiges, ja in manchen Augenblicken, sogar fast heiteres Ansehen ihren Verwandten zu zeigen; aber das sind die gefährlichsten, die edelsten Lebenskeime aufs tiefste zerstörenden Gefühle, die der Mensch in seine Brust verschließt, gewaltsam, damit sie dem Auge der Welt entgehen.

Es war ein Glück für Rosamunden, daß dieser gezwungene Zustand nicht allzulange anhielt und daß das Finden und Lesen jenes obenerwähnten Briefes ihrem Onkel Jacob die Gelegenheit verschaffte, ihren ganzen Gemüthszustand zu sehen, den, verzagend an sich, am Geliebten, an Allem — sie so sorgfältig bisher hatte zu verbergen gesucht. Hierdurch bekam ihr Herz den Anstoß sich zu eröffnen und Jacob sah, wie gemeldet, bereits mit Erschrecken, daß Hülfe hier gar sehr Noth thue.

Ein vertraulich Gespräch mit Rosamunden verschaffte ihm alle nöthige Aufklärung, was aber für den Augenblick mehr wie alles andere ihm von Wichtigkeit war, war die Ent-

deckung, daß Nordberg auch in das Leben und Schicksal des Geliebten seiner Rosamunde verflochten war, wie er es war gewißermaßen in das seines jungen Freundes Theodor von Feldmann und wie derselbe Mann, den er einst auf Italiens Boden vor manchem Jahr in so geheimnißvollem Licht erblickte, auch in seines Lebens späterer Zeit, durch seine Angehörigen, ihm noch bedeutend werden sollte. Rosamunde hatte den Namen „Nordberg" in des jungen Feldmanns Brief gefunden; denselben Namen hatte sie einigemal von Müller nennen hören; es war ihr auch nicht ganz entgangen, daß dieser Mann zu ihres Lieblings plötzlicher Abreise etwas beigetragen haben müsse, daß überhaupt dieser mit einer gewissen Scheu, fast Aengstlichkeit, in den letzten Augenblicken ihres Zusammenseyns ihn erwähnte und treulich theilte sie an Jacob mit, was sie wußte und vermuthete. Dieser zögerte auch keineswegs und da es ihm wahrscheinlich wurde, daß Müller, den er glaubte sprechen zu müssen, theils um mit

eigenen Augen zu sehen, wie weit das Gefühl Rosamundens für ihn von seiner Seite verdient würde oder nicht, theils die Ursach seiner schnellen Entfernung zu erfahren — an dem Orte sich aufhalte, wo Nordberg sich befand, oder wenigstens von ihm da Nachricht einzuziehen sey: so entschloß er sich schnell zu einer Reise nach M...., die dadurch ihm doppelt interessant werden mußte, da er zugleich den Mann da wieder fand, der der Gegenstand seiner Nachforschungen seit so langer Zeit gewesen.

Was er aber rasch beschlossen hatte, führte er auch dießmal, nach seiner Gewohnheit, rasch aus und als er des andern Tages seinen Lieben in Brandheim die Hand zum Abschied reichte, flüsterte er tröstend seinem Nichtchen noch zu, unverzagt zu seyn, er wolle bald ihr Nachricht, und so Gott wolle, freudige bringen.

So schied er denn abermals von den Seinen, um, wie er immer gethan hatte, nach Kräften Gutes und Glück zu befördern.

Aus Theodor von Feldmanns Bericht an seinen Freund am Schluß des vorigen Theils, haben wir gesehen, wie, nach seinen Worten, am nächsten Morgen ein Freund und ein Feind seiner warte und wir nehmen von da, seiner eigenen Worte uns bedienend, den Faden wieder auf und berichten unsern freundlichen Lesern den weitern Verfolg im Namen des jungen Feldmann.

Als ich an demselben Tage, wo ich mein voriges Schreiben schloß, gegen Abend meiner Wohnung zu ging, trat ein Mensch, eben da ich durch ein kleines Gäßchen einbog, rasch auf mich zu, drückte mir einen versiegelten Zettel in die Hand und entschwand sogleich meinen Blicken. Betroffen war ich stehen ge-

blieben und hielt das Briefchen noch in der Hand, im ersten Moment nicht recht wissend, was ich davon denken sollte, da klopft mich jemand auf die Achsel, verwundert sehe ich mich um und — o Freude! Bruder Jacob, der alte ehrliche, biedere Freund steht vor mir und streckt mir die Arme entgegen. Es war ein herrlicher Augenblick dieser, wie ich ihm an die Brust sank und doch glaubte ich fast das Ganze wär' nur ein Traum, so unvorgesehen, so überraschend kam es mir. Jacob in M...! Ich hatte mir ihn in Brandheim bei den Seinen gedacht und nun hier! Nachdem er mit wenigen Worten nur — er schien sehr eilig zu seyn und diesen Abend noch ein Geschäft beenden zu wollen — flüchtig einiges gesagt, beschied er mich den andern Tag zu sich, sehr früh aber, setzte er hinzu, denn meine Zeit ist hier erstaunend gemessen und ich möchte gern Sie erst noch sprechen, ehe ich einen Andern aufsuchte, der mir gleichfalls jetzt sehr am Herzen liegt. Damit verließ er mich wieder und ich gestehe, daß nach

seinem Abgang ich beinahe auf den Gedanken kam, diese ganze Begegnung, seine sowohl wie die mit dem Briefchen vorher, wär' nur ein Spiel meiner Phantasie, so schnell schwanden sie an mir vorüber.

Jetzt eilte ich, meine Wohnung zu erreichen, um das noch in Händen haltende Papier zu lesen. Es enthielt folgende wenige Worte: „Man wünscht, daß der nächste Mittag Sie nicht mehr in den Mauern dieser Stadt findet; sollten Sie nicht Willens seyn, diese — Bitte zu erfüllen, so werden Sie ersucht, um sechs Uhr morgen früh vor dem Thore im Holze nach D . . . zu, zu erscheinen."

Dieß war mir doch etwas sonderbar. — Ein Nebenbuhler, dachte ich, kann dieß unmöglich seyn; wer kennt dich, wer kennt Ida hier? Sollte aber vielleicht nicht Nordberg selbst? Ich glaubte der Sache auf den Grund zu seyn und war nun hierüber ziemlich beruhigt, um so mehr, da, wie begreiflich, von

einer Wahl, wie in jenem Zettel sie angeboten wurde, keine Rede seyn konnte.

Ich hätte viel darum gegeben, hätte ich Jacob den Abend noch sprechen können, da mir dieß aber nicht gelang, ich ihn weder in seiner Wohnung, noch in dem nicht lange vorher von mir erst verlassenen Hause seines hiesigen Freundes des Kaufmanns, fand, so mußte ich mich einstweilen in Geduld finden und benutzte diese Zeit, dir die mir bis dahin begegneten Ereignisse zu melden.

Es war noch nicht fünf Uhr, so stand ich schon vor Jacobs Zimmer. Ein lautes Reden darin erregte meine Aufmerksamkeit und Verwunderung, so früh schon einen andern Besuch bei meinem Freunde vorzufinden. Als ich eintrete, erblicke ich — Nordberg. —

Er schien mich nicht sogleich zu erkennen, als aber Jacob mich ihn mit den Worten: „mein Freund, von Feldmann,“ vorstellte, sah ich deutlich, daß eben nicht das günstigste Gefühl für mich in seiner Brust lebte. Was mich betrifft, so muß ich bekennen, überraschte

es mich ungemein, diesen Mann jetzt und hier zu finden und meine Gedanken mochten den beobachtenden Augen Jacobs nicht entgehen, denn als ich, um vielleicht nicht störend durch mein Bleiben zu werden, Miene machte, mich wieder zu entfernen, sagte dieser zu mir: „Wenn nicht andere Geschäfte Sie etwa noch abrufen, so wird es mir angenehm seyn, wenn Sie bleiben, dieser Herr da — hier deutete er auf Nordberg — hat gewiß nichts dagegen.“

Nordberg machte blos eine stumme Geberde, die wie ein bejahend Compliment aussehen sollte, nicht recht sonderlich aber gerieth und mir ziemlich genau zeigte, er wär' meiner Gegenwart gern überhoben gewesen.

„Lassen wir uns nicht stören, fuhr Jacob zu Nordberg gewendet fort, Sie wollen also Herr Baron in Betreff meiner an Sie gerichteten Bitte mir nichts gewähren?“

Nein, erwiederte, ziemlich lakonisch, Nordberg und bemühte sich bei diesem Nein seiner Stellung etwas imposantes, stolzes zu geben,

das vermuthlich den Andern von ihm zurückschrecken sollte.

„Es ist doch sehr weniges nur, um was ich Sie ersuche; welchen Schaden kann es Ihnen thün, mir den Aufenthalt eines Mannes anzuzeigen, den zu wissen mir von großer Wichtigkeit ist?"

Wie oft, antwortete Nordberg mit Heftigkeit, soll ich Ihnen wiederholen, daß ich in der That ihn selbst nicht weiß und — setzte er mit bitterem Spott in Blick und Ton hinzu — selbst wenn ich ihn wüßte, mir so nicht würde abfragen lassen."

„Dann, erwiederte Jacob, werden Sie mir erlauben, Herr von Nordberg, daß ich wegen einiger Papiere mir eine gütige Auskunft von Ihnen erbitte."

Bei diesen Worten zog er einige Briefe aus der Tasche und hielt die Aufschrift derselben an Nordberg zeigend hin; dieser hatte kaum die ihm, wie es schien, bekannten Züge gesehen, so ward er sichtbar bestürzt, faßte sich jedoch sogleich wieder und sagte mit einem

anscheinend gleichgültigen Lächeln: „Sie irren mein Herr; wenn Sie glauben, daß dieß — doch vielleicht — es kann seyn, daß sich in meinem Portefeuille — oder daß meine Leute — einige Auskunft darüber werden geben können, was Sie zu wissen wünschen. Ich will selbst —

Hier machte er eine Bewegung, als wolle er sich entfernen, Jacob aber trat ihm in den Weg und sagte: Verzeihen Sie, Herr von Nordberg, das Glück, Sie endlich einmal zu sprechen, ist mir zu theuer, als daß ich so ungenutzt es hingeben sollte; Sie werden gewiß den Ort — —

Nun zum Teufel, rief Nordberg und stampfte mit dem Fuß, es ist St..., zehn Meilen von hier, jetzt aber will ich — hier wandte er sich gegen mich — mit diesem Herrn auch einige Worte reden und hier — dieß sagte er, indem er auf Jacob blickte — soll mich nichts abhalten, meinen Willen durchzusetzen. Sie haben, fuhr er fort, vermuthlich gestern Abend einen Zettel empfangen, darf man hoffen, daß — —

Daß ich bleibe, fiel ich hier so rasch wie möglich ins Wort; nichts anderes, hoffe ich, erwarteten Sie.

So wird es wohl Zeit seyn, erwiederte er, an den bestimmten Ort — —

Ich bin bereit, Sie zu begleiten, war meine Antwort.

Sie irren, sagte Nordberg, wenn Sie glauben, es mit mir hierin allein zu thun zu haben; Graf Falkstein, der Sohn des Ministers ist es, der Sie erwarten wird, wenn Ihr Vorsatz, hier zu bleiben, ist.

Hier mischte sich Jacob wieder ins Gespräch. Als ich ihm den Vorgang mit dem den Tag vorher empfangenen Zettel berichtete und zugleich sagte, wie ich mir keinen rechten Grund zu diesem Begegniß zu denken vermöchte, da sprach Nordberg: Meine Pflegetochter Ida wird binnen wenigen Tagen die Verlobte des Grafen Falkstein, diesem wie mir ist es nicht gleichgültig, daß Sie ihr die Ehre anthun, sich so viel Mühe um sie zu geben, daher mein Wunsch Ihrer Wiederabreise und — im ent-

gegengesetzten Fall, Falksteins Verlangen, Sie zu sprechen.

Herr von Feldmann, sprach Jacob zu Nordberg gewendet, hat nur die Absichten, die ein redlicher Mann haben kann, ich kenne ihn und seine Familie, und würde, wenn Sie —

Bemühen Sie sich nicht, entgegnete Nordberg spitz, mein Entschluß in diesem Punkt ist gefaßt; ist es Ihnen aber gefällig, so gehen wir.

Wir machten uns nun alle drey auf den Weg nach dem Thore zu, wohin mich der Zettel beschied. Welche Gefühle mein Herz dabei bestürmten, darf ich wohl nicht erst auseinandersetzen. Ida also versagt und an den Sohn eines in diesem Ländchen allmächtigen Mannes versagt! Sie liebte ihn aber nicht — aber, wird man dabei nach dem Willen ihres Herzens fragen? und woher wußte ich denn so gewiß, daß sie ihn nicht liebte? Doch, hier erinnere ich mich, daß ich noch die Erzählung schuldig bin, wie ich Ida sprach und

ich nehme daher da den neulich abgebrochenen Faden wieder auf.

Werners, so war der Name der Kaufmannsfamilie, an die ich durch Jacob empfohlen war, kannten, ob schon nur oberflächlich, wie bereits gemeldet, die, die ich suchte; von ihnen erfuhr ich, daß Nordberg, aus einem alten Geschlecht dieses Landes stammend, in vieljähriger Abwesenheit in fremden Gegenden, von allen, die ihn ehedem kannten, längst für todt gehalten worden sey und daß sein plötzliches Wiederkommen, so wie die bedeutenden Verbindungen, die er sich hier schnell zu verschaffen gewußt habe, nicht wenig die Neugier der Menschen errege, eben so wie seine junge, reizende Gefährtin, die er unter den Namen „Ida Burgstein" als seine Pflegetochter vorstelle.

Der große Antheil, den ich für dieses Mädchen empfand, war Werners sämmtlich nicht entgangen und da ich, aufgemuntert durch den gütigen Empfang in diesem Hause, der mich gar bald vergessen ließ, ich sey darin

nur ein Fremder, weniger als sonst geschehen wäre, mich verbarg, so waren sie zuvorkommend genug gegen mich, den nächsten Tag, wo sie in einer bekannten Familie mit Ida wieder zusammen zu treffen hofften, mich mitzunehmen.

Wie sehnsüchtig erwartete ich nicht diesen Tag! Wie ungeduldig zählte ich nicht, als wir, Werners und ich, schon am bestimmten Ort waren und Ida noch fehlte, die Minuten, bis sie kam und nun, da sie endlich eintrat, da ich sie endlich wiedersah, die, nach der mein Herz so lange und so warm sich gesehnt hatte, wie klopfte es mir da und wie gern wär' ich auf sie zugeeilt und konnte es doch nicht und durfte es doch nicht!

Mit Entzücken bemerkte ich, daß ihr Blick auf mir weilte und – ich schmeichelte es mir — keine unangenehme Ueberraschung es ihr war, mich da wieder zu finden. Sie war ohne Nordberg gekommen und ich darf nicht verhehlen, daß dieß mir doppelt angenehm war, ob schon ich damals noch nicht wußte, daß

dieser Mann gegen mich seyn würde. Zwar fand ich im Ganzen nur wenig Gelegenheit, mich ihr zu nähern, denn es herrschte auch hier, wie in so manchen andern Orten, die eben nicht die Geselligkeit befördernde Gewohnheit, daß Männer und Frauen in der Gesellschaft ein Paar abgesonderte Zirkel bildeten — doch waren die wenigen Minuten hinreichend, meine Brust mit den schönsten Hoffnungen zu beleben und die wenigen Worte, die ich mit ihr sprach, sagten mir, daß mein Gefühl für sie, welches, ob schon ich es ihr mit Schüchternheit zu verbergen strebte, doch hervorblitzen mochte, von ihr nicht zürnend aufgenommen wurde. Als man sich spät am Abend treunte, ging mir noch im Moment des Scheidens ein schöner Stern der Freude auf. Ich hatte in wenigen Worten, da sie früher mich fragte, welches Geschick uns hier in M.... wieder zusammenführte, eine etwas unbeholfene Nothlüge hergesagt, die ich mir schnell zusammendachte, indem ich den wahren Grund, wie es gekommen, jetzt ihr noch

nicht sagen wollte, am wenigsten in dieser geräuschvollen Umgebung, wo so manches Auge uns beobachtete, und wo alsdann gewiß ein jeder meines Herzens tiefstes Gefühl noch deutlicher, wie ohnedem vielleicht schon geschah, mir hätte ansehen müssen; das Abentheuer aber, welches sie auf der Herreise mit den Räubern betroffen und welches mir, wie bekannt, das Mittel geworden war, durch welches ich den Weg erfuhr, den sie und Nordberg genommen, hatte ich doch dabei erwähnt und zugleich meine Theilnahme ihr darüber bezeigt. Wie man sich nun trennen wollte am Abend, da fügte es sich, daß, indem ich ohnfern Ida's stand, ein Herr in der Gesellschaft mich um einige Dinge befragte, über die ich, um ihm die gewünschte Auskunft zu geben, selbst meine Brieftasche um Rath fragte und da ich diese öffnete, ein Papierchen mir herausfiel, in welches ich die Busennadel gewickelt hatte, die von Ida war und die ich von jenem Reisenden erhielt, der mit seinen Gefährten damals im Walde Ida's und Nord=

bergs Retter wurde. Dieser Verlust war nicht sogleich von mir bemerkt worden, ein Knabe aber, der Sohn unseres Wirths, hob das Papierchen auf und wollte es mir darreichen; da ging es auf und die Nadel schimmerte daraus hervor. Mit kindischer Freude zeigte er sie der gerade neben ihm stehenden Ida und man kann denken, wie das Mädchen erstaunte, das, was ihr einst gehört hatte, hier so wieder zu sehen. Indem hatte auch ich mich wieder nach ihr hingewendet; ich sah sie meine, ihre Nadel in der Hand haltend und eine schöne Röthe, als ahnete sie in diesem Angenblick zuerst mein wahres, tiefes Gefühl für sie, überzog ihre Wangen. Ihr Blick traf den meinen, — o! es ist wahr, ein Himmel voll Seligkeit liegt in solchen Minuten — dieser Eine Blick sagte gewiß jedem von dem andern mehr, als zahllose Worte gethan hätten und daß ich sie liebe, mußte sie jetzt, jetzt sehen. Ohne etwas zu sprechen, reichte sie mir die Nadel endlich; auch ich sagte nichts, ein Gluthstrom aber durchzuckte meine Adern, denn ihre Hand berührte dabei die meine und —

weiß ich's, wie es kam? ruhte einen Augenblick in der meinen. Fast erschrocken, glühend im Gesicht wie eine Rose, entzog Ida sie mir endlich, aber — ich fühlte es, sie zürnte mir nicht und meine Hoffnungen, meine kühnen, seligen Hoffnungen, wuchsen schnell zu Riesengröße empor. —

Seit dem sah ich sie noch nicht wieder, denn den zweiten Tag darauf begegnete mir das vorher gemeldete Zusammentreffen mit Jacob und — mit Nordberg, dessen Verlauf ich noch zu erzählen habe, so wie die Aussichten, die die Zukunft mir und meiner Liebe jetzt bieten zu wollen scheint. Aber mein Muth, so trübe sie auch sind, scheitert deswegen noch nicht und weiß ich nur erst gewiß, aus Ida's Munde, was jetzt mir noch bald sonnenhell und klar, bald vom Schleier des Zweifels umflort, mein Hoffen mir malt: dann soll kein Nordberg und kein Falkstein, die Hölle selbst sie mir nicht entreißen.

Auf dem ziemlich langen Wege nach dem Stelldichein, wo ich das Vergnügen haben

sollte, den Mann kennen zu lernen, der mir Ida streitig machte, waren, wie ich vorher schon andeutete, meine Gefühle eben nicht die heitersten und Nordbergs starres, zurückstoßendes Benehmen diente wahrlich nicht dazu, sie zu verannuthigen. Nebendem war meine augenblickliche Lage wirklich sonderbar. Ich hatte nur Nordberg mir allenfalls vernünftigerweise bisher als meinen Gegner und vielleicht als Schreiber jenes Zettels denken können; jetzt fand ich einen andern, und einen andern, den ich nie gesehen hatte. Zu Jacob, der mir, gleich wie aus den Wolken gefallen, hier in M.... erschienen war, hatte ich wollen den Morgen noch gehen, um wo möglich von ihm mir über manches Licht zu verschaffen, statt dessen aber finde ich bei ihm jenen mir in so vielfacher Bedeutung merkwürdigen Mann und sehe, wie beide über eine mir fremde Angelegenheit mit entschiedener Feindseligkeit verhandeln; sehe wie Jacob mit Vorzeigung einiger Briefe den stolzen, hartnäckigen Ton Nordbergs auf einen Augenblick bricht und ihn

nöthigt — man sah' es deutlich — gegen seinen Willen eine Auskunft zu ertheilen, die für beide von Wichtigkeit seyn muß. Das lezte, daß nehmlich Jacob ein Mittel besaß, Nordberg gewissermaßen zu zwingen, war mir, ob schon befremdend, doch, ich darf es nicht leugnen, sehr angenehm und meine Hoffnungen verfehlten nicht, im Geheim hieraus Nahrung sich zu ziehen, wenn Nordberg vielleicht in der Folge unerweichbar gegen meine Wünsche seyn sollte. — Diese und ähnliche Betrachtungen beschäftigten mich auf dem Wege um so ungestörter, da auch Jacob, zu dem ich mich einigemal redend wandte, mir sehr nachdenkend schien und nur höchst einsylbig antwortete, und so waren wir schon bis fast an dem bestimmten Ort angelangt, als plötzlich ein unerwartet Dazwischenkommen unsere Schritte aufhielt.

Es war dieß nehmlich ein Diener des alten Grafen Falkstein, der uns nacheilend an Nordberg sowohl wie an mich ein Schreiben übergab, wovon der Inhalt dessen, welches

ich erhielt, eine artige Entschuldigung im Namen des jungen Grafen, vom Vater verfaßt, war, daß, ob schon sein Wunsch auf Veranlassung Anderer, es gewesen sey, mich heute vor dem ...schen Thore zu sprechen, unvorhergesehene Vorfälle ihn doch daran verhinderten und daß er hoffe, nächstens unter freundlichern Umständen die Ehre zu haben, die heut ihm versagt wär. Ziemlich richtig den Grund dieses Schreibens treffend, wie die Folge mich lehrte, reichte ich, nicht ohne einigen Spott in Ton und Miene, die freilich zu unterdrücken klüger gewesen wäre — den Brief Nordberg mit den Worten hin: „So können wir ja umkehren, wenn nicht vielleicht Sie Herr Baron" — —

Er ließ mich nicht ausreden. Mit einem grimmigen Blick gab er mir Falksteins Schreiben zurück. „Ihr Spott, sagte er, ist für den Augenblick gerecht und ich muß ihn tragen; aber Herr von Feldmann ich versichere Sie, nie habe ich mir noch etwas schenken lassen."

Mit diesen Worten wandte er sich von uns weg und ging mit dem Ueberbringer der Briefe ab, ich aber, einsehend, wie unklug es von mir war, jetzt meine Zunge nicht gezügelt zu haben, wandte mich nun an Jacob, Aufklärung begehrend über alles Vorgefallene, was mir noch dunkel war.

„Lassen wir das jetzt, erwiederte mir dieser, und helfen Sie mir lieber einen Mann aufsuchen, den ich längst schon wünschte kennen zu lernen; Ihr Verlangen befriedige ich nachher.“ Damit zog er mich mit fort und der seltsam verworrensten Gedanken voll folgte ich ihm, während vor meiner Phantasie Ida, Nordberg und Falkstein in den buntesten Bildern schwebten.

Bertha von Montcastello an die Priorin Agathe zu Santa Maria in Livorno.

Schloß Steineck . . . .

Ach! meine mütterliche Freundin, wie viel habe ich Ihnen zu melden; wie viel ist Ihrer Bertha begegnet, seit sie aus Ihren Armen in die fremde, weite Welt gerissen wurde. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich Ihnen das alles erzählen und dennoch ist der Zeitraum so kurz, in dem es geschah! — Sechs Monate erst sind es, daß ich von Ihnen weg bin; denke ich aber über das Vergangene nach, so sind es mir so viele Jahre, besonders wenn mein Herz dabei die Sehnsucht nach Ihnen

mit ermißt. — O, wenn werden wir uns einmal wiedersehen! — Ich darf daran gar nicht denken, wenn ich nicht will, daß mein Bischen Heiterkeit gänzlich schwinden soll und die brauche ich doch jetzt so nöthig, nöthiger wie sonst, um in dem mannichfachen Treiben, das mich umgiebt, in den mannichfachen Gefühlen, die jetzt meine sonst so ruhige Brust durchziehen, nicht ganz mich zu verlieren.

Ich will hier die Empfindungen nicht wiederholen, die mich durchbebten, als der Mann, der seit meinen frühesten Jugend-Tagen so bedeutend und so gewaltig in den Gang meiner Lebensverhältnisse eingriff, der, indem ich in ihm den Schützer in meiner Verlassenheit ehren mußte, doch stets mit einem geheimen Schrecken mich erfüllte, so oft ich ihn sah, das jedes aufkeimende Gefühl kindlicher Zärtlichkeit bei seinem Entstehen schon zerdrückte — als dieser in meine Zelle, von Ihnen begleitet, trat und mir Ihre fallenden Thränen, die Zeugen Ihrer Liebe, im Voraus verkündeten, was sein Mund streng und hart aus-

sprach, „daß wir uns trennen müßten!“ O, mir war damals, als sollte ich auf ewig mich von aller Zufriedenheit scheiden und als ich, von Ihren Segenswünschen begleitet, aus Ihren Armen mich wand, als, mit mir die Trennung empfindend, die Schaar der Klosterschwestern weinend um mich stand; als ich nun in den Wagen stieg, dieser fortrollte und das Thor des Klosters knarrend sich wieder hinter uns schloß – da, da war mir als schlössen sich die Pforten meines jugendlichen Himmels auf immer und immer mir zu und fremd und furchtbar einsam fühlte ich Fremde, Verlassene, mich in dem wilden Getümmel der Welt.

Was meiner Kindheit leichter, glücklicher Sinn mir nie so hatte empfinden lassen, empfand ich jetzt; wie ich nehmlich so allein war im Leben, ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne alle jene Bande, die von der Hand der heiligen Natur um Andere gewoben, Andere an Andere knüpfen und wie das letzte, das einzige, welches mein Herz umschloß, nun

auch — nicht gerissen! Nein! Nein! aber wohl getrennt worden war. Ach, ich wußte wohl, ich lebte fort in Ihrem Herzen und Sie — das kann ich ja recht sagen, das haben Sie gewiß besser gefühlt und klarer eingesehen, als ich es Ihnen zu schreiben vermöchte, wie ich Sie liebe, aber — nun war ich ja entfernt von Ihnen, ich sah Sie nicht mehr, nicht mehr dieselben Mauern, ach! bald nicht mehr dasselbe Land sollte uns umfangen, und wie die Welt und das Leben, so legten sich furchtbare, beeiste, starre Gebirge zwischen uns — zwischen Ihres Seyns heiliger Ruhe und meinem bewegten Geschick! — —

Baron Nordberg sah meine Thränen, meinen Schmerz, aber es schien ihn wenig zu kümmern. Mit andern Dingen beschäftigt, die jetzt, wie wohl immer, seine Seele zu füllen schienen, blieb ihm keine Zeit, kein Gedanke für das Empfinden eines jungen Mädchens, die von allem, was sie liebt, scheidet und was er allenfalls anwendete, mich zu zerstreuen, diente mehr dazu, mein Gefühl zu vermehren.

So war auch das, was er in dieser Zeit für gut fand über meine Familie, über mich selbst, über sein Verhältniß zu mir, mir zu offenbaren, so wenig es auch war, auch nicht geeignet, mir in diesem Augenblick eine hellere Lebensseite zu zeigen. — O, ich war sehr, sehr unglücklich! denn zu dem Schmerz, der ohnedem schon meine Brust zerriß, kam nun auch noch der, zu erfahren, wie ich — zürnen Sie mir nicht, meine mütterliche Freundin, daß ich dieß meinem innern Gefühl nachsagen muß — außer Nordberg niemand auf der ganzen Erde angehöre und wie dieser so ganz unumschränkt über mein Schicksal gebot.

Meine Mutter – so sagte er mir, so hörte ich hier zum Erstenmal — hatte mich ihm auf ihrem Todtbette übergeben. Eine dunkle Erinnerung davon stieg bei seiner Erzählung von der Vergangenheit in meiner Seele auf und die durch Zeit und andere Begegnisse aus meinem Gedächtniß längst verwischten Züge meiner Mutter, belebten sich, wie durch Zauberkraft hervorgerufen, auf einen Augenblick mir wieder.

Ich muß damals noch sehr jung gewesen seyn, denn von einigen andern Vorgängen, die Nordberg noch erwähnte, vermochte ich auch nicht das Geringste mir zu denken. — Mein Vater war noch früher wie meine Mutter hinübergegangen. Verstand ich Nordberg recht, so ruht auf seinem, auf meiner Mutter Grabe ein furchtbarer Schleyer. — Ich mag, ich will ihn nicht heben, selbst wenn ich es vermöchte. — O, wer so allein steht, wie ich in der Welt, wer außer den beiden Menschen, die ihm das Leben gaben und die auch schon vom Leben geschieden sind, Niemand — Niemand hat, zu dem er sagen kann: „du gehörst mir, wie ich dir,“ der lasse ja die Geheimnisse der Todten ruhen und trachte nicht, aus dem stummen Mund der Grüfte eine Nachricht hervorzuziehen, die — die sein eigenes Seyn, seines Lebens Leben zerdrücken könnte.

Ich muß mich mit Gewalt von diesen Bildern wegreißen, wenn ich nicht will, daß mein Herzblut erstarret! —

Was Nordberg mit seinen Worten, mit den

Zerstreuungen selbst, die er mir zu verschaffen suchte, nicht gelang, gelang der Zeit und der großen herrlichen Natur. Ich fing wieder an, freier aufzuathmen und die Gewohnheit, den Mann täglich um mich zu sehen, dessen finstere Züge sonst mich nur erschreckten, machte mir auch diese weniger zurückstoßend und eine Art von Heiterkeit — ach! ich sage nur eine Art von Heiterkeit, denn wo ist die wahre, wenn das Herz im unbestimmten Sehnen, in dem bangen Gefühl der Verwaistheit schlägt! — kehrte mir wieder.

Mehrere Monate ging unsere Reise noch in meinem Vaterlande und bald verweilten wir einige Tage in dieser, bald in jener bedeutenden Stadt desselben, wo fast jedesmal auch Nordberg, der viel gereist seyn muß in seinem Leben, auch Bekanntschaften hatte, denen er mich stets unter dem Namen Ida Burgstein vorstellte und für eine Nichte von sich ausgab.

Warum ich unter einem andern Namen, als dem meinen, in die Welt treten sollte,

blieb mir eine Zeit lang ein Räthsel, wie ach! ja meine ganze Abstammung und Familienverhältnisse mir ein Räthsel noch immer waren, und als ich Nordberg, meinen Oheim, wie er verlangte von mir genannt zu werden, darum fragte, verwieß er mit finsterer Stirn mich auf die Zukunft, die mir alles, wenn es mir dienlich wäre, wohl einst lösen würde und setzte hinzu, wie jetzt ich nur darnach zu streben habe, seinen Willen pünktlich und unbekümmert zu befolgen, der zu meines Lebens Glück und Bestem gerichtet sey.

Endlich — wir befanden uns zu Mailand, wo wir etwas länger als bisher an andern Orten uns aufhielten — eröffnete mir Nordberg, wie ich ihm jetzt in sein Vaterland über die Alpen folgen sollte. Freundlicher und gesprächiger wie gewöhnlich, setzte er hinzu: „es ist dasselbe freilich nicht ein solcher Blumengarten wie das deine, aber doch auch reich an Schönheiten.“ Mir war diese Eröffnung ein Donnerschlag. So sollte ich, getrennt schon von den Umgebungen, in denen ich meine

Jugend verlebte, getrennt von der mütterlichen Freundin, die mir alles, alles war, auch noch den Boden verlassen, der mich werden sah und aus meines Vaterlandes blühenden Gefilden über furchtbare Felsen hinweg in ein Land, das ich kaum aus Beschreibungen kannte, das meine Phantasie sich als eine rauhe Wildniß zu malen gewohnt war! Ich wußte damals nicht, wie falsch das Bild war, welches ich mir von diesem Lande, das mich jetzt umfängt, gemacht hatte und ahnte nicht, daß — — doch ich will den Begegnissen, die mich trafen, nicht vorgreifen und erzählen, wie sie sich ereigneten. Aber, werde ich dieß auch vermögen? weiß ich doch kaum selbst mehr, wie sie sich so fügten. —

Wir nahmen den Weg durch die Schweiz. O meine Freundin, welch eine Natur ist in diesen Bergen! Ich erinnere mich einmal gelesen zu haben: „wer an dem Daseyn eines höchsten Wesens je zweifeln könne, der solle den Sternenhimmel in einer heitern Nacht oder die Alpen beim Sonnenaufgang sehen und der

Hauch der Unendlichkeit, die Gegenwart Gottes würde seiner zweifelnden in Nacht versunkenen Seele klar werden." Und als ich jetzt die Alpen sah, als ich die Gebirge erblickte, die wir ewige Denksteine ewiger Zeiten und ewiger Macht, ihre Felsengipfel hoch in die Lüfte, in die Wolken hinein streckten und begruben, wie ihre Wurzeln in die Erde sich senken mögen — da war es mir, als fühle hier ich mir die Gottheit näher, als wehe hier innig vertrauter, heimlicher möchte ich sagen, ihr Athem mir zu. Mir kam jener Gedanke wie aus eigner Seele gegriffen vor; ich fühlte: hier muß der Zweifel schwinden, wenn das Herz nicht ganz für allen Glauben, alle Liebe vertrocknet ist und ich ärgerte mich um so mehr, da der Zufall in dieser Zeit mir gerade ein Buch in die Hände führte, in welchem der Verfasser — ein Franzose — das Große und Erhabene bestreitet, welches die Natur in diesen Gegenden so vorzüglich hat *).

*) Chateaubriand in seinen: Souvenirs d'Italie.

Der Mann mag sehr kenntnißvoll seyn — sein Volk soll ihn unter die ersten seiner Köpfe rechnen — aber ein wahrer Frommer und ein wahrer Dichter — ich glaube der kann schwerlich so urtheilen. Beide, das fühl' ich, denken hierüber gewiß anders, müssen anders denken. Wie ist es denn möglich beim Anblick einer unendlich großen Natur nur an das Begränzte zu denken!

In diesen Bergen, zwischen diesen himmelanstrebenden Felsen, hatte ich meine Heiterkeit wieder gefunden und der Hauch der reinen, frischen Lüfte, die auf den Höhen mich umwehten, hob mein gesunkenes Gemüth wieder empor. Mit einiger Bangniß dachte ich aber daran, nun bald den deutschen Boden betreten zu müssen. Es war mir dieß Land in dem Wenigen, was ich davon gehört hatte, so wild und rauh beschrieben worden, daß ich wirklich glaubte, wenn man erst die Alpen überstiegen hätte, so umfinge einen nur ein ewiger Winter. Wie freudig wurde ich aber überrascht und vom Gegentheil überführt!

Wir waren einige Tage in einem kleinen Oertchen geblieben, an den Ufern eines großen, herrlichen Sees, über dessen dunkle Fläche weg mir das Land entgegenschien, in das ich nun kommen sollte. Schon der ferne Anblick war dazu geeignet, mein gefaßtes Vorurtheil oder meinen Irthum vielmehr zu bekämpfen. Eine freundliche Sonne schien auch dort zu leuchten und frisches lebendiges Grün den Reichthum und Segen der Natur mir zu verkündigen. Endlich, eines Nachmittags, schifften wir uns ein. Es war ein sonderbares Gefühl, welches mich belebte, als ich in das Fahrzeug trat; ein Gemisch von Wehmuth und Hoffnung — Nein! Ahnung will ich es lieber nennen, die war es wohl mehr. Ob schon seit langer Zeit aus den Gegenden fort, wo meines Volkes Sprache geredet wurde, glaubte ich doch jetzt erst, da das Schiff vom Lande stieß, von der Heimath zu scheiden und die plätschernden Wellen des Sees schienen, hinter uns wegfliehend, mir Boten zu seyn, die ich noch Einmal — ach! vielleicht zum letztenmal, mit meinen Wün-

schen, mit meinen Genüssen für mein Jugendland beladen konnte.

O meine Freundin! mir war diese Ueberfahrt als wie der Eintritt in ein neues Leben; so ernst und bedeutsam erschien mir alles, so voll dunkler Ahnung, so voll Schmerz und Lust wunderbar in Eins verwoben. —

Wir waren nicht allein im Schiff. Zwei Herren, ein ältlicher und ein junger, machten die Ueberfahrt mit uns. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich den Alten hätte Vater nennen dürfen, so ehrwürdig und sanft, so fromm und freundlich erschien er mir. Er schien mich nur wenig zu bemerken und seine Aufmerksamkeit fast ausschließend auf Nordberg zu richten, der, wie mir nicht entging, dadurch gewissermaßen in Verlegenheit, wenn ich es so nennen darf, kam und sich auf alle Weise derselben zu entziehen suchte. —

Sollte Nordberg vielleicht — — Sonderbare Gedanken seinetwegen haben mich schon oft beunruhigt. Ich mag sie nicht verfolgen, aber immer drängen sie sich mir wieder auf

und so manches, was ich von ihm sah, sein düster verschlossenes, geheimnißvolles Wesen — so mancher Vorgang, seitdem ich bei ihm mich befinde — — Möge der Himmel geben, daß meine Furcht, meine vielleicht zu bangende Besorgniß übertrieben ist! Er ist meine einzige Stütze hier im fremden Land, im fremden Leben; was sollte aus mir werden, wenn Nordberg! — —

Doch vergeben Sie Agathe, daß ich mit den Besorgnissen, die manchmal, oft selbst ohne daß ich mir Rechenschaft geben kann, warum? in mir aufsteigen, Sie vielleicht noch bekümmere; aber ich will sie für die Folge zu unterdrücken suchen. Nordberg ist mir Vater und Versorger; ihm übergab mich meine sterbende Mutter; wehrt mir auch ein unerklärlich Gefühl, ihn als Vater zu lieben, so will ich ihn doch so ehren und nicht mehr über seine Verhältnisse und sein mir manchmal auffallendes Benehmen grübeln, das ich unerfahrnes Mädchen ja nicht beurtheilen kann.

Der andere Herr, der junge nehmlich, der

mit in unserm Fahrzeug sich befand, war auch ein Deutscher, wie Nordberg, wie der Aeltliche. Er stand erst eine lange Zeit und betrachtete mich. Ich sah es wohl, obgleich er nur seitwärts nach mir hin sah und ich mir den Anschein gab, als blickte ich unverwandt in die spiegelnde, bodenlose Fluth unter uns. Mehrmals schien er sich mir nähern und mich anreden zu wollen. Ich wurde ängstlich darüber, indem ich dann nicht wußte, was ich ihm sogleich antworten sollte und dennoch — liebe Agathe, wünschte ich es und zürnte fast seinem Benehmen, wenn ich bemerkte, wie er wieder die schon halb geöffneten Lippen schloß. Endlich redete er mich doch an, französisch; er mochte wohl glauben, ich verstände die Sprache seines Volkes nicht; aber ich antwortete ihm deutsch, freilich wohl etwas gebrochen, aber er verstand mich doch und ich sah, wie er sich freute, die Töne seines Landes von mir zu hören.

Ich hatte mir die Ueberfahrt über den großen See recht lang vorgestellt, ach! es war

nicht so, ehe ich es mich versah, waren wir am Ufer und eine freundliche, grünende Erde, so schön wie die Italiens, nahm uns auf. Der junge Mann — er hieß Theodor, so nannte ihn sein ältlicher Begleiter und der Name gefiel mir recht wohl — hatte mir unterwegs viel von Deutschland erzählt, wie schön, wie gut, wie freundlich es sey und ich glaubte ihm gern, denn was er sprach, war so offen, so vertraut, die Ufer umher, die grünenden, herrlichen, belegten die Wahrheit seiner Rede — Ach liebe Mutter — ich nenne Sie ja so am liebsten — man hat bei uns recht falsche Vorstellungen von den Ländern jenseits der Alpen; es duftet und blüht da wie bei uns — mir kam fast vor, noch schöner, so freundlich erschien mir alles.

Nachher, als wir am Ufer waren, da trennte sich unsre Gesellschaft von uns. Ein Wagen, den Nordberg dahin bestellt hatte, erwartete uns schon, um uns nach M... zu bringen. Das war ein weiter Weg noch, reich an Naturschönheiten, meine Stimmung war

aber damals nicht die, um mit heiterem Sinn sie zu genießen.

Fortsetzung.

Nahe bei M... begegnete uns ein schrecklicher Vorfall. Noch zittere ich, wenn ich daran denke. Mehr aber als die Sache selbst ängstigten mich die Reden, die ich dabei hörte und immer tönen sie noch in meinen Ohren fort. Gott im Himmel! wenn Nordberg wirklich — — wenn meine Ahnungen nicht grundlos wären. — Was sollte aus mir Verlassenen im fremden Lande werden!

Gegen die Warnungen der Bewohner jener Gegend bestand Nordberg darauf, die Nacht durch zu fahren, um am Morgen in M... zu seyn. Ein Fremder, ein Landsmann von mir — ach, wie freute ich mich anfänglich, die vaterländischen Töne wieder einmal zu hören und wie wurde die Freude mir vergällt! — hatte sich zu uns gefunden und war beson=

ders Schuld, daß Nordberg auf seinem Vorhaben bestand. Es war eine waldige, wilde Gegend, eine finstere, grausige Nacht, ein abscheulicher Weg. Ich hatte mich tief in eine Ecke des Wagens gedrückt und versuchte zu schlafen, aber es gelang nicht. Plötzlich erschallten verworrene Stimmen; ein Paar gräßliche Gestalten standen vor uns — mir verging die Besinnung. Als ich einen Augenblick erwachte, fand ich mich an der Erde, Nordberg lag gebunden zu meinen Füßen. Ein Mann stand vor ihm; derselbe, über dessen Zusammentreffen mit ihm ich mich gefreut hatte. Er hielt einen blinkenden Dolch in der Hand und schien im Begriff zu seyn, ihn Nordberg in die Brust zu stoßen. Dieser unterhandelte gewissermaßen mit ihm; der Bösewicht aber lachte höhnisch und meinte: dieß gehöre ihm doch alles, Ludovico aber wolle Rache. Ein neuer Lärm entstand; der Schreck nahm mir aufs neue die Besinnung. Schaudernd schlug ich die Augen zum zweitenmal auf; ich glaubte wieder nur Räuber und Mör-

der zu sehen, der Himmel aber hatte uns gerettet. Männer mit Laternen umstanden uns, die Räuber waren fort; nur der Eine, vorher schon erwähnte, lag geknebelt am Boden. Wir fuhren wieder zurück in das Oertchen, welches wir den Abend vorher verlassen hatten. Als wir in M... ankamen, verbot mir Nordberg von dem Vorgange zu sprechen und als ich ihm einen Theil meiner Besorgnisse mittheilte, lächelte er und sprach mir den Trost zu, daß nichts zu befürchten sey. In seinem Wesen aber lag so etwas gezwungenes, seine Reden waren zum Theil so sich widersprechend, daß ich deutlich sah, meine Besorgnisse seyen nicht ganz ungegründet. Ach! möge der Himmel geben, daß ich mich täusche, aber mir graut doch immer, wenn ich an so manches denke. —

Als ein Zeichen meiner Dankbarkeit hatte ich dem Einen unserer Retter die Busennadel geschenkt, die Sie, Agathe, mir einst gaben. Sie war mir sehr, sehr lieb und ich trug sie beständig. Aber weil sie mir lieb war, gab ich sie dem Mann. Er hatte ja mein Leben,

vielleicht meine Ehre gerettet und Geld wollte er nicht nehmen. Ich gewinne die Menschen dieses Landes immer lieber; sie sind so gut, so treuherzig, so behülflich und — was dem Fremden so wohl thut, so zuvorkommend gegen ihn, und Sie glauben gar nicht, Agathe, wie zart und glühend sie auch sind, da ist zum Beispiel — — aber ich besinne mich, daß ich Ihnen hübsch der Reihe nach erzählen muß, wenn Sie alles erfahren sollen.

In M... fing es mir an recht wohl zu gefallen. Nordberg, der gleich überall, wo er hinkömmt, Bekanntschaften anknüpft, hatte mich in einige sehr angenehme Familienkreise eingeführt, wo ich von den Frauen und Töchtern wie eine längst Bekannte aufgenommen wurde und gewiß recht heiter, recht glücklich gewesen wär, hätte mich nicht etwas schrecklich beunruhigt. Es war dieß nehmlich das sich mir Nähern eines jungen Mannes aus einem der ersten Häuser des Landes. Graf Falkstein, so hieß er, sah mich und mit Schre-

cken bemerkte ich, er zeichnete mich vor andern Frauenzimmern aus.

Sie werden glauben, er sey vielleicht von unangenehmen, zurückstoßenden Aeußern gewesen; aber nein! das war nicht der Fall. Im Gegentheil schien er meinem Geschlechte sehr zu gefallen und ich sah wohl, wie hin und wieder die Aufmerksamkeit, die er mir schenkte, mir beneidet wurde. Ach! die dieß thaten, wußten nicht, wie gern ich sie entbehrt hätte. Nordberg war um diese Zeit in ungemein viele Geschäfte verwickelt; so mußte ich wenigstens seinem Treiben nach schließen. Daß diese Geschäfte, daß überhaupt vielleicht seine Verhältnisse gerade jetzt nicht am besten standen, wurde mir bald aus seinen eigenen Worten klar. Er kam eines Tages zu mir auf mein Zimmer und nach kurzer Einleitung begann er also zu mir:

„Du weißt Ida — so nennt er mich j tzt stets — daß der Wille deiner Mutter dich mir übergeben hat. Als Du früh verwaist allein und hülflos, ein völliges Kind, in der Welt

standest, nahm ich mich Deiner våterlich an. Ich war's, der Dich den sorgenden Hånden jener frommen Frauen übergab, in deren Mitte und in deren stillen Zellen Dir der erste Theil Deines Lebens ruhig und sorgenlos verschwand. Ich bin es, der Dich jetzt in die Welt geführt hat und der ferner Dein Glück zu machen strebt; ich bin es allein auf der ganzen Erde, der Dich kennt, der sich Deiner annimmt, der bis jetzt Deine einzige Stütze war, denn Verwandte hast Du keine mehr. Ich führe Dir dieß alles ins Gedåchtniß, um Dich für das, was ich sagen werde, vorzubereiten. Die Zeit ist jetzt gekommen, wo Du mir einen Theil meiner Sorgen für Dich, vergelten kannst. Meine Vermögensumstånde, Ida, sind nicht mehr ganz die, die sie früher waren; selbst die Verbindungen, geschlossen in frühern Jahren von mir, fangen an, loser zu werden, und ich sehe den Tag kommen, wo ich, der sonst furchtbar måchtige, allein und ohnmåchtig stehe, ein leichtes Spiel der Rache meiner Feinde."

Er hielt hier einen Augenblick inne und sah mich nachdenkend an; mir schien es, als wolle er den Eindruck beobachten, den seine Rede auf mich machte. Nach einem Weilchen fuhr er fort:

„Von Dir, Ida, erwarte ich jetzt die Hülfe, die andere mir anfangen zu versagen; Du kannst und — Du wirst sie mir nicht versagen.“

Er betonte die letzten Worte sehr scharf; mir fing an bange zu werden und ich ahnete gleich nichts gutes. Da ich schwieg und verlegen die Augen niederschlug, sprach er weiter:

„Graf Falkstein, der alte meine ich, ist ein Mann von überwiegendem Einfluß. Er auf meiner Seite und ich verlache die Anstrengungen meiner Feinde. Sein Sohn, Ida, liebt Dich, Du reichst ihm Deine Hand“ —

Ich fühlte, daß ich plötzlich blaß wurde, als er diese Worte sprach, meine Kniee wankten und ich mußte mich anhalten, um nicht umzusinken. Nordberg sah mich mit einem furchtbaren Blick an. Was ist Dir Mädchen, fragte er mich, ich will's wissen.“

Ich wollte reden und konnte nicht. Was hätte ich ihm auch sagen können in diesem Augenblick, auf diesen Ton seiner Anrede. Mein Erschrecken schien ihn doch zu rühren. Mit etwas mehr Milde in Ton und Miene sagte er: „Sey offen, Ida, entdecke mir, was Dich so erschreckt. Falkstein ist ja jung, ist reich, galant“ — —

O, mein Gott! rief ich und faßte seine Hände, ich bin sehr unglücklich! —

Der Ton meiner Stimme, dieser plötzliche mir selbst fast unbewußt entschlüpfte Ausruf machte ihn stutzen. Er sah mich eine Weile durchdringend an. Seine Blicke bohrten ordentlich in mein Herz hinein, um dessen geheimste Tiefen zu erforschen. Da ich mit niedergeschlagenen Augen stehen blieb, nur zitterte, nicht antwortete, so wandte er sich endlich von mir weg, ging einigemal schnell das Zimmer auf und ab und sprach dann, indem er mir mit der Hand andeutete, auf mein Zimmer zu gehen: „Du wirst morgen Graf

Falkstein hier sehen; bereite Dich, ihn so zu empfangen, wie ich wünsche."

Ich schwankte zum Zimmer hinaus, mit langsamen, wankenden Tritten, als umhülle mich ein böser Traum. O Mutter! o meine Freundin Agathe! dieser Augenblick hatte den Schleyer mir gelüftet, der mein Herz meinen eigenen Blicken verbarg. Ich habe Ihnen doch von dem jungen Mann geschrieben, den ich bei der Ueberfahrt über den Kostnitzer-See zum Erstenmale sah. Sehen Sie, meine mütterliche Freundin, da ist es mir sehr sonderbar mit ergangen.

Wir hatten damals freilich nur kurze Zeit mit einander gesprochen, aber, weiß ich wie es zuging! sein Bild wich seitdem nicht mehr von mir. Wenn ich auf der Reise nach M... so einsam in die Wagenecke gelehnt saß — Nordberg sprach gewöhnlich sehr wenig, das war mir damals recht lieb — dann kam es mir immer vor, als müsse plötzlich der junge Mann einmal an unsern Wagen gesprengt kommen oder als müsse ich ihn in irgend einer

der Städte, die wir durchreisten, wiedersehen und der Gedanke, je mehr ich ihm nachhing, je lebendiger wurde er mir, so daß wohl manchmal, wenn ein Reiter uns begegnete oder sonst ein Reisender zufällig scharf in unsern Wagen sah, ich erschrocken emporfuhr und glaubte meine Einbildung verwirkliche sich — aber es war nichts und immer sah ich nur fremde Gestalten.

Sie werden lächeln, Agathe, daß ich so träumte, ich lächelte selbst manchmal über mich, aber der Traum war doch so süß und ich hielt ihn gern, gern fest.

Als der Unfall im Walde uns begegnete, da dachte ich im ersten Augenblick: nun muß der gewiß kommen und der Retter seyn, aber er kam nicht und ein Anderer war unser Retter — doch hatte dieser Vorfall, wie sonderbar! ihm den Weg gezeigt, uns zu finden. Ja liebe, theure Agathe, uns zu finden; so hat er mir selbst gesagt und ich glaube ihm gern.

Wir waren noch nicht lange in M...,

die mancherlei Zerstreuungen, die mir hier wurden, hatten meine schwärmerischen Ideen ein wenig in den Hintergrund gedrängt, da bin ich eines Abends im Theater. Beim Herausgehen erblicke ich plötzlich neben mir Theodor. Ich erschrack sichtbar und mochte wohl die Farbe wechseln. Meine Begleiterinnen fragten mich nach der Ursach meiner, ihnen nicht entgangenen, Ueberraschung; mag der Himmel wissen, was ich ihnen sagte, so viel weiß ich, daß die ganze Nacht, ach! seitdem nie mehr, sein Bild mir entschwand und immer glaube ich noch die großen, blitzenden Augen zu sehen, mit denen er mich betrachtete.

Es ist ein Herr von Feldmann, liebe Agathe; eine Kaufmannsfamilie, herrliche Menschen, die ihn kennen, haben mir dieß und viel gutes von ihm erzählt.

Einige Tage darauf sah ich ihn wieder. Es war in zahlreicher Gesellschaft. Er nahte sich mir und ich bemerkte wohl, wie es auch ihm Vergnügen machte, mich wieder zu sehen. Aber liebe Agathe, wie war ich überrascht,

meine Busennadel, dieselbe, die ich von Ihnen empfing, die ich im Gefühl der Dankbarkeit unserm Retter aus Räuberhänden schenkte, in Theodors Händen zu sehen. Er hatte sie von diesem, den er zufällig auf seinem Wege getroffen, erhandelt, denn er hatte sie gleich als die meine wieder erkannt. Zwar erzählte er mir dieß alles nur in wenigen, unzusammenhängenden Worten, denn wir wurden von den andern Anwesenden sehr beobachtet, aber ich verstand ihn wohl und mein Herz — ja liebe Agathe, Ihnen, meiner zweiten Mutter, meiner einzigen, lieben Freundin darf ich, will ich es nicht verhehlen — mein Herz freute sich der Worte, die er sprach. Sie sagten mir deutlich, was sein Benehmen mir schon offenbart hatte, daß er mich liebe.

Wir sahen uns nachher noch einigemal. O meine Agathe, muß ich es noch sagen! — auch ich liebte ihn, ach! ich hatte ihn schon geliebt von dem ersten Augenblick an, da ich ihn sah; der Schleyer, der mein eigenes Gefühl mir verbarg, schwand nur erst, als er

mir näher trat, und seine Augen, sein Mund mir die Empfindungen seines Herzens verrieth. Er war, von demselben Gefühl beseelt, welches meine Brust ergriff, als wir uns fanden, mir nachgeeilt, mich wieder aufzusuchen. Lange hatte es ihm nicht glücken wollen, den Weg zu entdecken, den wir genommen, endlich — o Dank jener schrecklichen Begebenheit im Walde — sie leitete ihn auf unsere Spur und so fanden wir uns in M... wieder.

Denken Sie sich jetzt mein Entsetzen, als Nordberg mit mir von Falkstein sprach. Ich war bewußtlos auf mein Zimmer geschwankt; hier warf ich mich auf meine Kniee und flehte mir Rath und Trost von oben herab. O, wären Sie mir in diesen Augenblicken nahe gewesen! Fürchterliche Bilder umgaben mich; was sollte aus mir werden, wenn Nordberg auf seinem Willen bestand, wenn Falkstein — Ich konnte mir den Gedanken nicht ausdenken; lieber den Tod als Falksteins Gattin. In diesem Wirbel von Empfindungen noch, fiel mir auf Einmal ein: wie wenn Feldmann

alles so wüßte, gewiß du würdest dann gerettet seyn. Ob du es ihm wohl schreibst? Mein Herz rief laut „Ja!“ die Vernunft sprach „Nein.“ — So schwankte ich noch hin und her, da trat Nordberg bei mir ein. Das war ein Glück, wer weiß, ob nicht das laut und lauter sprechende Herz den Sieg erhalten hätte. Jetzt war mein Entschluß schnell gefaßt. Ich ging auf Nordberg zu und bat ihn, mich anzuhören. Er setzte sich nieder und nun sagte ich ihm mit aller Ruhe und Kälte, die mir zu dieser Stunde möglich war, daß ich den Pflichten der Dankbarkeit gehorchend gern alles bereit sey für ihn zu thun, daß aber sein Wunsch in Hinsicht Falksteins von mir nie erfüllt werden könne und würde. Bei dem ersten Theil meiner Rede hatte er nicht ohne Freundlichkeit mich angeblickt, der Schluß derselben aber überzog seine Stirn mit mächtigen Falten. Anfänglich schien er die Sache leicht, als eine nicht schwer durch ein Machtwort zu bekämpfende Mädchengrille zu nehmen, wie er aber sah, daß weder der

strenge Ton, den er annahm, noch die durchbohrenden Blicke, die er auf mich schoß, mich entmuthigten, sondern im Gegentheil ich anfing, mit einer von Augenblick zu Augenblick sich bei mir mehrenden Kälte meine erste Erklärung zu wiederholen, da stellte er sich dicht vor mich hin, betrachtete mich eine Weile mit furchtbar rollenden Augen und sprach dann: „Ich habe Mittel zu finden gewußt, um starren Männersinn zu beugen, Du wirst mir nicht widerstreben — oder — — Tod und Hölle!" Hier schien ein plötzlicher Gedanke wie ein Wetterstrahl sein Inneres zu durchzucken, er faßte fast krampfhaft meine Hand und fuhr dann mit etwas gezwungenem Spott in Ton und Mienen fort: „oder willst Du etwa einen Roman spielen und rechnest vielleicht auf einen liebesiechen Ritter" — —

Es mochte bei diesen Worten wohl eine kleine Veränderung in meinem Gesicht vorgehen. Er sah mich fest an, dann ließ er meine Hand fahren und sagte mit wegwerfendem Hohn: „und wer ist denn der Herr, der so

geheim und schnell Dein Herz zu besiegen, meinen Willen zu durchstreichen droht?"

Ich antwortete nicht, aber die Thränen, die mir in die Augen drangen, sprachen mein gekränktes Gefühl aus. Meine Brust war mir so beklemmt — o! was hätte ich drum gegeben, um einen fühlenden Menschen um Rath, um Trost ansprechen zu können. — Meine Blicke fielen bittend auf Nordberg; ich weiß nicht, ob er die Gedanken meines Innern richtig errieth, etwas davon mochte sich ihm wohl enthüllen. In seiner gewöhnlichen finster-ernsten Art sagte er mir: „Ich bin kein lächerlicher Komödien-Vormund oder Vater, den ein Paar Thränen zerschmelzen oder — den man hinters Licht führen kann. Was ich beschlossen habe, bleibt beschlossen und Du wirst Dich darnach richten." Hiermit verließ er mich und ich sah ihn den ganzen Tag nicht wieder.

Den andern Vormittag — ich schildere Ihnen nicht, was alles ich in der Zwischenzeit empfand — hörte ich seine Stimme im

Hause erschallen. Mit Schrecken vernahm ich, wie er den Leuten befahl, einzupacken. Bald darauf kam er selbst zu mir. Kalt und abgemessen erklärte er, wir würden reisen und zwar denselben Tag noch. Auf meine herausgestoßene Frage wohin? erwiederte er ziemlich sanft: das wird sich finden, Ida, jetzt ordne nur Deine Sachen."

Er ging mir fast nicht mehr von der Seite, vermuthlich wohl, um einem raschen, von ihm vielleicht befürchteten Entschluß, den ich ausführen könne, vorzubeugen. Um Mittag kam ein Wagen, wir setzten uns ein und ohne daß ich das Ziel unseres Weges erfuhr, ging es mehrere Tage rastlos vorwärts. Endlich kamen wir hier auf Schloß Steineck an. Nordberg blieb nur kurze Zeit hier; er hatte mich gleich anfangs, als seine Nichte, wie gewöhnlich, den Verwaltersleuten, guten, braven Menschen, vorgestellt. Diesen übertrug er jetzt die Sorge für mich, dann reiste er wieder ab, wohin? blieb mir ein Geheimniß, eben so das Aufwielange? Mir empfahl er vorher noch,

wie er sich ausdrückte, Vernunft, dann werde er immer, wie bisher, mir Vater und Freund seyn. Von Falkstein erwähnte er keine Sylbe, eben so wenig gedachte er Feldmanns. Vielleicht ahnt er dennoch von letzterem nichts und mein Befürchten, er möchte mich ganz durchschaut haben, ist ungegründet. —

So lebe ich denn jetzt hier in einer wildschönen Natur, einsam und abgesondert von der Welt und ich darf sagen, ich würde glücklich hier leben, glücklicher wie seit dem Tage, da ich von Ihnen mich trennen mußte, wenn nicht — — O meine Freundin! ob er meiner wohl noch denkt? ob ich ihn wohl je wiedersehen werde? Dieß und manches andere sind Fragen, die ich mir unaufhörlich mache und die mir doch keiner als die Zeit wird lösen können. Ach wäre sie erst da! oder — muß ich nicht vielleicht wünschen, daß sie, die mir alles enthüllen wird, ewig ausbleibt. Jetzt träume ich doch noch; wer weiß, ob ich dann noch werde träumen können oder — dürfen. —

Jacob Reinhard an den alten Feldmann.

M . . .

Es ist das undankbarste und mühseligste Geschäft unter der Sonne, die Angelegenheiten Liebender zu betreiben und wer sich ohne große Noth hineinsteckt, der — — Na, ich will mir nicht selbst ein Kompliment machen, denn was geht es mich am Ende an, ob dieser oder jener die oder jene bekömmt, habe ich doch weiter nichts davon als Aergerniß und wenn's hoch kommt, einen kühlen Dank.

Du wirst Dich wundern, Feldmann, über diesen Anfang meines Briefes, aber sage selbst, giebst Du mir nicht recht? Du hast es selbst oft genug gesagt, ich widersprach Dir manch-

mal, aber — Du sprachst wahr und wär' es nicht meine Nichte auf einer, Dein Sohn auf anderer Seite, sieh, so nähm' ich noch heute Post und führ' zu Hause zu meinem alten guten Bruder Franz und setzte mich hin und säh' zu, wie er die liebe Dorfjugend unterrichtet, oder hälfe ihm die Abend= und Morgenglocken läuten.

Da bin ich nun vierzehn Tage hier, bin gerannt und bin gelaufen, habe gebeten, gedroht, geflucht — was hat es geholfen? Der Eine klagt mir den Kopf mündlich voll, mein Nichtchen Rosamunde thut es schriftlich und Dein Sohn, Feldmann, Dein Sohn ist am allertollsten. Es fehlt nicht viel, so klagt er mich an, daß sein Mädchen abermals fort in die weite Welt ist, nachdem er sie kaum aufgefunden und es thäte fast Noth, ich ließe alles andere stehen und liegen und zöge nur mit ihm in den hunderterlei Stücken des weiland heiligen römischen Reichs umher, um die Entschwundene wieder aufzufinden. Hat es mir doch Mühe genug gekostet, ihn selbst hier

zu behalten und wie einem Inquisitor mußte ich ihm Rede stehen über Alles, was ich theils gethan hatte, theils noch etwa zu thun gedächte, um Nordberg — doch an diesem liegt ihm eben nicht viel — und um Ida oder Bertha vielmehr, wie die Königin seines Herzens heißt, wieder herbeizuschaffen.

Sonder Zweifel wird er Dir bereits gemeldet haben, daß Nordberg derselbe ist, den ich einst in Italien bei jener Dir bekannten Gelegenheit kennen lernte und daß das Mädchen, deren dunkeln Augen es gelang, die Herzensruhe Deines Sohnes in einige Unordnung zu bringen, die Tochter jener Constanze von Mont-Castello ist. Ersteres ist ganz erwiesen und klar, ich habe darüber die untrüglichsten Beweise und kann und werde Nordberg, sobald es mir Zeit dünkt, sie vorlegen; letzteres ist freilich nur bis jetzt noch bei mir und Deinem Sohn, Vermuthung, aber — nicht ungegründete und ich hoffe auch hierüber in kurzem ganz ins Klare zu kommen.

Jetzt laß Dir erzählen, wie ich alles hier:

fand und wie ich eigentlich so plötzlich auf den Gedanken kam, mich selbst hierher zu machen.

Mündlich theils, theils schriftlich aus Brandheim, hast Du von mir bereits gehört, wie es dort aussieht, wie Rosamunde ihr Herz an einen Mann verloren hat, der seit einiger Zeit daselbst sich niedergelassen, nun aber wieder abgereist war, warum und wohin? wußte weder sie zu sagen, noch ich zu errathen. Anfänglich glaubte ich wirklich, es habe mit der ganzen Sache nicht viel auf sich, denn das Mädchen schien mir gar zu ruhig. Entweder, dachte ich, der Eindruck, den ihr Herz empfangen hat, ist nur vorübergehend gewesen und fängt bereits an, sich zu verlieren, oder sie weiß seinen Aufenthalt, empfängt Nachricht von ihm und wird dann wohl mit der Zeit selbst kommen und sich entdecken. Das Letztere war mir am wahrscheinlichsten und ich drang durchaus nicht in sie, weil ich — Du kennst hierin meine Gesinnungen — ein gleichsam abgeredetes Vertrauen nicht liebe. Doch ich irrte mich. Weiberherzen sind ein-

mal unergründliche Tiefen und an ihnen wird die Weisheit und Menschenkunde fort und fort zu schanden werden, wie es bereits geschehen ist, so lange die Welt steht. Mein Nichtchen fing an, von Tage zu Tage das Köpfchen mehr zu hängen, wie eine Blume, der Regen und Thau entzogen ist, und wollte ich nicht, daß sie mir ganz und gar zu Grunde ginge, so mußte ich wohl zuerst und ernstlich reden. Da erfuhr ich denn, daß sie von Müller nichts wußte, daß sie die ganze Zeit seiner Abwesenheit auch nicht die geringste Kunde von ihm erhalten hatte und nun wurde mir wirklich um das Mädchen bange, um so mehr, da ich trotz alles Grübelns hier keinen Ausweg zur Hülfe entdecken konnte.

Der Zufall, wenn man es so nennen darf, half hier, wie so oft im Leben, endlich aus der Noth. Ich hatte Briefe von Deinem Sohn empfangen; der Name Nordberg kam in denselben mehrmal vor. Ich weiß nicht mehr, wie ich einmal auf den Gedanken kam, von Theodors Ritterzug nach seinem Mädchen

zu sprechen. Natürlich erwähne ich auch dabei den Namen Nordberg. Mein Nichtchen hört mit scheinbarer Unbefangenheit zu, den andern Morgen aber kömmt sie zu mir in die Gartenlaube, wo ich eben allein mein Frühstück einnehme und wieder dabei bin, Deines Sohnes Briefe zu durchlesen, um wo möglich ihm irgend einen Weg anzudeuten, den er einzuschlagen hat, um zu seinem Ziele zu gelangen. — Onkelchen, sagt sie, Sie nannten gestern einen Namen — —

Einen Namen, mein Kind? welchen? wie so?

Sie nannten einen Baron Nordberg.

Richtig; was ist aber mit dem?

Diesen Baron Nordberg — Sehn Sie lieber Onkel, Müller nannte ihn auch öfters, besonders in der letzten Zeit. Kennen Sie ihn?

Ob ich ihn kenne? Ja und Nein. Nichtchen, wie man's nimmt, aber Du sagst, Müller kennt ihn, erzähle mir doch.

Nun fing sie an, mir gar viel und mancherlei von ihrem letzten Zusammenseyn mit

Müller zu berichten, woraus mir denn hervorging, daß dieser wohl nur sehr ungern Brandheim verlassen habe und daß in sein Schicksal Nordberg gewißermaßen mit verflochten seyn müsse, ja dieser vielleicht an seiner Entfernung von hier Ursach sey. Deutliches und Bestimmtes konnte ich freilich von dem Mädchen nicht erfahren, denn Müller hatte nur in Andeutungen gleichsam sich gegen sie geäußert, doch wurde mir das eben Gesagte klar, so wie daß von Nordberg Müllers jetziger Aufenthalt wohl am besten zu erfahren sey. Ich theilte diesen Gedanken an Rosamunden mit. Du hättest sehen sollen, mit welcher Freude mir das Mädchen dafür um den Hals fiel; es war, als wenn ein neues Leben sie durchströme, und als wenn sie den Geliebten nun gleich wiedersehen sollte.

Ich zögerte dann auch mit der Ausführung des einmal aufgenommenen Gedankens nicht lange. Du kennst meine Art hierin, Feldmann; ich liebe das Zögern nicht, am wenigsten, wenn durch Handeln ein frohes Lächeln

bewirkt, vielleicht eine Thräne getrocknet werden kann.

Unterwegens hatte ich denn so allerlei Betrachtungen. Ich werde also mit Nordberg zu thun bekommen, mit dem Mann, der mir seit so manchem Jahr merkwürdig und bedeutend war, den ich längst gerne näher hätte kennen lernen und den zu erreichen mir immer bisher noch so recht die Gelegenheit gefehlt hatte. Daß es wohl kommen könne, daß ich einen harten Stand mit ihm bekäme, dachte ich mir gleich; ich suchte mich deswegen auch ein wenig, so viel die Beschleunigung meiner Reise zuließ, vorzubereiten und das Glück war mir denn einmal wieder recht hold hierbei, denn unverhofft verschaffte es mir Gelegenheit, mich mit einer Waffe auszurüsten, die mir, wie Du sehen wirst, gar ersprießliche Dienste leistete.

Ungefähr noch zwei Tagereisen von M... entfernt, zwingt mich das Zerbrechen eines Rades am Wagen (ich hatte dießmal gegen meine Gewohnheit, der Schnelle wegen, meine

sonstige Art zu reisen gegen eine andere vertauscht) eine Nacht in einem ziemlich elenden Dorfe zuzubringen, in dessen noch elenderem Wirthshause ich gleich beim Eintritt auf jede Bequemlichkeit verzichte. Sonst wäre mir nun dergleichen eben nicht sonderlich unangenehm gewesen, so lange man jung ist, erträgt sich alles leicht, jetzt aber, ich will es nicht leugnen, schreckte mich doch der Lärm und der Qualm der Wirthsstube — es war leider gerade ein Festtag — zurück und ich fing an zu sinnen, wo ich wohl meine Zuflucht hinnehmen solle; da kömmt, während ich noch vor der Thür stehe, ein wohlangezogener Landmann von rechtlichem Aeußeren gegangen und grüßt im Vorübergehen mir freundlich zu. Ich rede ihn an und da ich höre, er sey aus demselben Dorfe, so bitte ich ihn, ob er mir nicht für Geld und gute Worte ein Nachtlager in seinem Hause gönnen wolle, wo es doch gewiß besser wäre, als in dem Schmutz- und Rauchloch von Wirthshause. „Sehr gern, erwiedert der Mann und setzt freundlich lächelnd

hinzu: Sie werden mir heut noch willkommener fast seyn, wie jeden andern Tag, da ich schon einen fremden Herrn beherberge, den ich aber leider! nicht verstehen kann, so wenig wie er mich.“ Somit folge ich denn dem Mann, lasse meinen Wagen und Pferde unter Obhut des Kutschers zurück und werde in eine, wider Erwarten reinliche und nette Bauerwohnung geführt, wo ich hinter dem Tische, eben bei einer frugalen Abendmahlzeit begriffen, einen Mann finde, dessen Züge und ganzes Aeußere beim ersten Eintritt in die Stube mir sogleich als bekannt auffallen, obgleich ich nicht im Stande bin, im Augenblick zu sagen, wo und wie ich diesen einmal fand. Besser wie ich ihn, hatte aber mich der Mann im Gedächtniß behalten. Mit lauter Freude ruft er meinen Namen aus, so wie er mich erblickt und eilt, mir entgegen zu kommen. Nun erkannte ich ihn auch. Es war ein Handelsmann aus Triest, den ich einst auf meinen frühern Reisen hatte kennen lernen und damals Gelegenheit fand, ihm einen Dienst

zu erweisen, der mir wenig Aufopferung kostete, ihm aber von ersprießlichen Folgen war. Seit jener Zeit waren Jahre verflossen, in denen ich nichts mehr von ihm vernahm, er vermuthlich auch nichts von mir, sein Gedächtniß hatte aber mein Bild aufbewahrt und die Freude und Herzlichkeit, mit welcher er jetzt sein Gefühl gegen mich ausdrückte, war wirklich rührend. Nachdem wir eine Zeitlang von diesem und jenem mit einander geplaudert hatten, fängt er an, mir die Ursache seiner Reise in diese Gegenden mitzutheilen und Du kannst denken, Feldmann, wie ich erstaune, da ich höre, daß diese keine andere ist, als einen gewissen Baron Nordberg, der sich jetzt in M... aufhalten soll, aufzusuchen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, wenn er nicht etwa im Guten sich noch verstehen sollte, wegen eines Mädchens — einer Verwandten des Triesters — die nunmehr seit manchem Jahre in dem niederbeugenden Schmerz einer bedrängten Lage die Leichtgläubigkeit beweint, mit der sie einst den Worten Nordbergs Gehör gab.

Mir war diese Nachricht zu wichtig, auch stellte sie mir den Charakter des Mannes, mit welchem ich nun zu thun bekommen sollte, in einem zu hellem Lichte dar, um nicht sogleich den Plan zu fassen, mich denselben vielleicht als eines Mittels bedienen zu können, um Nordberg, wenn auch nicht meinen Gesuchen, doch meinem Begehren, willfähriger zu machen; eine Sache, an der ich ohne äußere Beweggründe um so mehr zu zweifeln begann, je mehr ich mir seine einzelnen Lebenszüge, so weit ich sie, theils von mir selbst, theils durch die Schilderungen Deines Sohnes kannte, zu einem Ganzen zusammensetzte.

Der Triester machte nun die Reise nach M... vollends in meiner Gesellschaft und bei unserer Ankunft daselbst war mein Erstes, einen alten Freund aufzusuchen, an den ich Deinen Sohn schon gewiesen hatte und der mir aus langer Erfahrung her als ein herrlicher Mensch, behülflich zu allem Guten, bekannt war.

Die ersten Tage wollte es mir nicht recht

gelingen, Nordberg näher rücken zu können. Ich hatte erfahren, daß nicht unwichtige Verbindungen ihn hier unterstützten, dieß hielt mich ab, ihm so geradezu auf den Leib zu gehen, wie es wohl mein Wille und Plan war und ich folgte hierin der bessern Vorsicht meines Freundes in M..., der mir rieth, wo möglich ohne Wärme, die bei mir so leicht zur Hitze wird, die Sache zu betreiben. Auch der Triester mußte sich auf seinen Rath ruhig verhalten, bis er, wie er meinte, erst das Terrain ausgekundschaftet habe, auf dem wir eigentlich am besten gegen Nordberg agiren konnten. Nordberg, setzte unser Berather hinzu, ist ein eben so fester als consequent handelnder Mensch in all seinem Thun, und es ist nur zu bedauern, daß, wie ich nicht ohne Grund vermuthe, die Kräfte seines Geistes von ihm nicht immer, vielleicht stets zu Zwecken angewendet werden, deren eigentliche Triebfeder zwar mir und wahrscheinlich Allen, unbekannt ist, auf keinen Fall aber sehr gut seyn kann, da er mit all seinem Treiben sich

fort und fort in ein undurchdringlich Dunkel zu hüllen strebt.

Wir, mein Reisegefährte und ich, blieben also einige Tage völlig unthätig und da es in meinem neu entworfenen Plan lag, meine Ankunft in M..., wo ich aus frühern Zeiten sehr bekannt war, noch nicht wissen zu lassen, so hielten wir uns zurückgezogen in des erwähnten Freundes Hause und selbst Dein Sohn erfuhr mein Daseyn nicht.

Endlich hatte Werner, dieß war der Name unseres Wirths, die nöthigen genaueren Erkundigungen sich verschafft und nachdem er solche uns mitgetheilt, veranstaltete er ein höchst zufällig scheinendes Zusammentreffen zwischen Nordberg und dem Triester, zu welchem ich der Abrede nach auch kommen sollte, jedoch ebenfalls so, als führe nur das Ungefähr mich herbei.

Die Sache ging so erwünscht wie möglich. Nordberg, nichts weniger vermuthend, als hier einen Mann zu treffen, dessen Erscheinen ihm durchaus nicht angenehm war, benahm

sich gegen ihn auf eine Art, die durchaus den gewandten, in Intriguen mancher Art wohl erfahrenen Mann bezeichnete, und indem er mit Leichtigkeit über die Erwähnung früherer Verhältnisse hinwegzuschlüpfen suchte, schien er zu allem bereitwillig zu seyn, was Billigkeit nur verlangen konnte. Wie aber der Verwandte jenes Frauenzimmers, die ein Opfer der Ueberredung Nordbergs in jüngern Jahren wurde, ernstlich darauf drang, mehr als nur glatte Worte von dem indeß gealterten Verführer zu erhalten, da änderte Nordberg plötzlich sehr auffallend den Ton und schwerlich würde der Mann für die in Dürftigkeit schmachtende und für die Frucht ihres leichtsinnigen Vertrauens, einen jetzt in die Jünglingsjahre tretenden jungen Menschen, etwas erhalten haben, hätten Werner und ich sich nicht der Sache unterzogen und an Nordberg nicht undeutlich zu verstehen gegeben, wir würden nicht anstehen, den Triester aufzumuntern und zu unterstützen, von einigen Papieren Gebrauch zu machen, die dieser in Hän=

den hatte, und die unwidersprechlich die Versicherungen bewiesen, die Nordberg einst an jenes Frauenzimmer machte und die er jetzt auf einmal geneigt schien abzuläugnen.

Der vorgehabte Endzweck wurde durch dieß Mittel denn auch erreicht, mir blieb nunmehr nichts zu thun übrig, als auch den meinigen zu verfolgen. Nachdem mein Reisegefährte sich entfernt hatte, rückte ich denn damit vor und bat mir einige Nachrichten über jenen Mann aus, an dem meine Nichte so lebhaften Antheil nahm. Lächelnd entgegnete mir Nordberg, der schlau genug war, den Grund, warum ich gerade diesen Augenblick wählte, zu durchschauen, er könne zwar sogleich mir nicht die gewünschte Auskunft ertheilen, doch stände sie mir zu Befehl, wenn ich mich zu ihm in seine Wohnung verfügen wollte. Damit, nach Huth und Stock greifend, empfahl er sich denn auch, nannte mir noch die Zeit, wenn ich ihn am besten treffen würde und war fort, ohne daß weder ich noch Hartmann ihn zurückzuhalten vermochten.

Du kannst Dir denken, Feldmann, daß ich nicht versäumte, mich einzustellen, was ich aber fast erwartete, geschah, ich traf nehmlich, so oft ich auch meine Wege wiederholte, Nordberg nie und deutlich wurde mir, er suche sich meinen Annäherungen geflissentlich zu entziehen. Um nun aber meines Zweckes nicht ganz zu verfehlen, setzte ich mich nieder und schrieb ihm in ziemlich lakonischem Styl eine Wiederholung meiner Anfrage, mit dem Zusatz, wie ich sonst die Mittel würde zu finden wissen, mir von ihm die gewünschte Auskunft zu verschaffen. Dieß wirkte. Ich erhielt Antwort und zwar: er würde selbst des nächsten Morgens bei mir einsprechen, sehr früh aber, da Geschäfte ihn denselben Tag noch zu einer kleinen Reise zwängen. Schon glaubte ich hierin wieder eine Ausflucht zu sehen, doch täuschte ich mich. Er kam wirklich und nach einem ziemlich gewundenen Eingang rückte er mir mit der nicht undeutlich zu verstehen gegebenen Frage näher, welches Interesse ich denn eigentlich habe, mich so angelegentlich

um einen Mann bei ihm zu erkundigen, über den ich ja auch wohl Nachrichten von anderwärts erhalten könne.

Hier hatte ich ihn zwar, wo ich ihn eigentlich haben wollte, da ich aber nicht viel Genaues wußte, sondern über Müllers Verhältnisse ziemlich ganz im Dunkel mich befand und nur die wenigen Andeutungen, die mir Rosamunde über dieselben hatte geben können, meine Führer waren, so konnte es nicht fehlen, daß ein Mann von Nordbergs Gewandtheit, die Widersprüche, in die ich mich nothwendig einigemal befangen mußte, auffaßte und ich würde schwerlich meine Absicht erreicht haben, hätte nicht mein früheres Kennenlernen Nordbergs in Italien und die vorher erzählte Begebenheit mit dem Mann aus Triest mir einiges Uebergewicht gegeben, dem er sich vergebens zu entziehen suchte.

Während der Unterhandlung mit ihm trat Dein Theodor bei mir herein und war wohl nicht wenig erstaunt, mich in dieser Gesellschaft zu finden. Wir hatten uns den Tag

vorher zum erstenmal hier getroffen und was die jetzige Scene für uns sämmtlich noch interessanter machte, war, daß Dein Sohn an demselben Tage, ja fast in demselben Augenblick, wo er mir begegnete, ein Billet von einem Unbekannten zugesteckt erhielt, welches eine förmliche Ausforderung enthielt, wenn er nicht sich entschließen könne, M... in vier und zwanzig Stunden zu verlassen. Der Schreiber dieses drohenden Billetts war nehmlich der junge Graf Falkstein gewesen, der unter dem Schutz und mit dem Willen Nordbergs sich um die schöne Ida bewarb und von diesem wohl mochte angetrieben worden seyn, es abzufassen, da Deines Theodors Ankunft für Nordberg allerdings ein großer Stein des Aergernisses seyn mußte, indem durch dieselbe ihm ein Plan zertrümmert zu werden drohte, den er wohl schon lange im Geheim gebildet, nun seiner Ausführung so ganz nahe glaubte.

Doch ich übergehe dieß, so wie die für Nordberg und Falkstein etwas lächerlich ausgefallene Aufhebung des von ihnen erst be-

gehrten Zweikampfes, da dieses von Theodor schon erwähnt worden ist, und will lieber dafür Dir das melden, was nach dieser Zeit vorfiel.

Den Aufenthaltsort Müllers hatte ich von Nordberg erpreßt, ich säumte nun nicht, mich dahin auf den Weg zu machen und Dein Sohn begleitete mich. Ehe wir aber noch an dem ungefähr zehn Meilen entfernten Ort anlangten, erhielten wir Nachricht von hier aus, daß Nordberg mit Ida plötzlich M... verlassen habe und nun war an kein Weiterreisen bei Theodor zu denken. Wollte ich nicht, daß er aufs neue eine Irrfahrt wie seine vorige beginnen sollte, so mußte ich mich schon entschließen, mit ihm zurückzukehren und für's Erste die rasche Verfolgung meines eigentlichen dießmaligen Reisezwecks aufzuschieben.

Was Nordberg bewogen hat, so schnell von hier mit seiner Schützlingen sich wegzuwenden, habe ich noch nicht mit Gewißheit erfahren können; daß es die Bewerbungen Theodors um Ida allein aber nicht sind, die

ihn dazu veranlaßten, ist mir jedoch klar, ob gleich sie wohl das ihrige dazu mögen mit beigetragen haben. Ein Mann, wie Nordberg, läßt sich nicht so leicht aus seinem begonnenen Spiel treiben; es müssen andere Dinge hier mit ihm vorgegangen seyn, die ihn zu diesem Schritt zwangen, mir sind sie aber, wie gesagt, noch ein Räthsel, dessen Lösung ich dem Geschick überlassen muß, auf die ich denn aber doch um so sehnsüchtiger zu warten anfange, da es mir beginnt schmerzlich zu werden, so gar nichts für Menschen jetzt thun zu können, deren Lebensglück zu gründen zu meinen süßesten Hoffnungen gehört.

Fortsetzung.

Da mir für den Augenblick nicht gestattet war, selbst nach St... zu gehen, um Müller aufzusuchen, so schrieb ich einstweilen an ihn und wenige Tage nach Abgang meines Briefes trat er selbst bei mir ein, und denke Dir — — doch höre erst.

Das Mädchen, meine Rosamunde mein' ich, hat Geschmack, Feldmann. Ich habe lange nicht eine so interessante Bildung gesehen. Denke Dir einen Mann von wohl bereits dreißig Jahren, auf dessen Gesicht neben der gewinnendsten Anmuth, ein Zug von Trübsinn sich recht tief gelagert hat, der gewissermaßen, statt zurückzuschrecken, recht dazu dient, anzuziehen, da er so ganz und innig mit dem Wesen des Mannes verschmolzen erscheint, daß ich fast glaube, wenn einmal dieser Zug — was ich übrigens doch hoffen will — verschwindet, so wird ein Theil des für den ersten Augenblick gleich Gewinnenden mit vergehen. Ich weiß wirklich nicht, wo mein Bruder Franz die Augen muß gehabt haben, daß er diesen Mann nach seinem Aeußerlichen so falsch beurtheilen konnte; aber so geht es, wenn man alles in Gedanken nach selbst gezimmerten Systemen und Formen abwägt und abmißt; da muß denn freilich das nicht ganz schnurgerade daran passende unrecht seyn und selbst die eigene, bessere Stimme des Herzens oder Gefühls wird

nicht gehörig gewürdigt. Mein Bruder Franz, ein sonst so lieber herrlicher Mensch, wie nur gedacht werden kann, leidet denn auch ein wenig an der Sucht, alles unbedingt nach einem selbst verfertigten Maasstab zu messen, und da ist es mir denn wohl erklärlich, wie Müller ihm nicht so recht gefallen konnte; denn es gehört zu meines Bruders einmal sich eingeprägten Sätzen: wer nicht in noch jungen Jahren mit gesundem Körper und ohne äußere Bedrängniß frisch und heiter in die Welt hineinsieht, ist nicht recht innig herzensgut. Ein Satz, der zwar ganz wohl ausgedacht ist, auch in vielen Fällen seine völlige Richtigkeit haben mag, aber — doch auch in manchen wieder seine starken Ausnahmen erlaubt, wie denn alle Regeln in der Welt.

Aber ich kehre zu Müller zurück. Beide, er sowohl wie ich, erwarteten ein Paar einander, wie man zu sagen pflegt, wild fremde Menschen zu sehen und fanden statt dessen — ein Paar Bekannte. Du wirst Dich wundern darüber, Feldmann, wie ich dieß jetzt erst selbst

erfahren, aber — konnte ich denn vermuthen, daß er derselbe ist, mit dem ich auf den Ruzard — —

Du wirst Dich ohne Zweifel noch meines Zusammentreffens daselbst mit einem jungen Mann erinnern, der schnell vertrauend sich an mich schloß, ich mich wieder an ihn; ich erzählte Dir den ganzen Vorgang einmal. Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen, nichts wieder von ihm gehört; kannte seinen Namen nicht einmal, so wie er nicht den meinen und nun — — es war Müller! Meine Freude war außerordentlich, die seinige nicht minder. Der Mittheilungen unter uns waren nun sehr viele, waren wir doch alte Bekannte, näher jetzt einander gerückt durch ein schönes vereinendes Liebesband. Ich schickte sogleich nach Deinem Sohn; das sind Freunde für einander, dachte ich und sie wurden es. — Ja Alter, ich hatte einmal wieder die selige, schöne Freude, die allemal das Herz des Guten durchbebt, wenn er in der Mitte lieber, ihm und sich einander werther Menschen steht.

Nachdem der Umgang von einigen Tagen uns vertraulicher gegen einander gemacht hatte, da sprach ich denn mit Müller über die Ursache seiner Entfernung von Brandheim, so wie über die seines Stillschweigens gegen Rosamunden, das ich mir in Wahrheit nicht zu erklären wußte, bei dem tiefen Gefühl Müllers für das Mädchen, welches sich so deutlich aussprach. Feldmann, hier hatte ich die Freude, ein sehr edles Herz sich vor mir entfalten zu sehen. Müller war früher reich gewesen, jetzt war er es nicht mehr, weil — Nordberg, sein Verwandter, das einst an Müller durch Erbschaft von einem Oheim gefallene Vermögen, in Anspruch genommen hatte, indem das Testament, welches es jenem züsagte, nicht in der strengen Form ausgefertigt war, die die Kreuz- und Querwege des Rechts erheischen, um es unumstößlich zu machen. Zwar war es bis diesen Augenblick noch nicht weder dem Einen völlig ab- noch dem Andern völlig zugesprochen worden, aber einstweilen doch unter gerichtliche Versicherung gestellt und mit

Bestimmtheit fast ließ sich voraussehen, daß Nordberg den noch schwebenden Rechtsstreit gewinnen würde, nicht weil das Recht, wohl aber weil die Form, vielleicht auch der Schutz einiger Großen auf seiner Seite war. Weil die Sache nun so stand, Müller für jetzt keine Aussichten hatte, so hatte er geglaubt, als rechtlicher Mann die Stimme des Herzens unterdrücken zu müssen, um in sein fortan beschränktes, dürftiges Loos, nicht ein Wesen mit hineinzuziehen, dem er, seinen Wünschen nach, so gern ein von Glück und Freude erheitertes Daseyn geschaffen hätte.

Ich suchte ihm begreiflich zu machen, wie Rosamunde, das gute, einfache Kind der Natur, glücklicher seyn würde, in der vielleicht nöthigen dürftigen Beschränkung, als sie bei ihrem warmen, tief fühlenden Herzen es seyn könne in der Entsagung, aber er widerstand meinen Gründen redlich und ich schloß dankbar und freudig dafür ihn an meine Brust. Ich hatte ihn lieb gewonnen bisher, jetzt lernte ich ihn auch achten, wie der Mann denn im=

mer Achtung verdient, der das Glück seiner Liebe um seiner Liebe willen, nicht leichtsinnig aufs Spiel setzt.

Nordberg war also auch hier das hindernde Princip und ich gestehe, daß, wenn ich mir die Verhältnisse so zerlege, in denen dieser Mensch zu uns sämmtlich steht, mir anfängt, ein wenig bange für uns und unser Glück zu werden und ein gewisses unheimliches Gefühl mich bei dem Gedanken befällt: es könne ihm, diesem Einen gelingen, uns allen fortdauernd hinderlich zu seyn. Von je an ist es mir schrecklich gewesen, wenn ich habe sehen müssen, wie sehr oft in der Welt das Schicksal es fügt, daß das Geschick von Menschen in Menschenhand liegt — freilich immer am Ende nur scheinbar, da es ja doch fort und fort in der eines Höheren ruht — aber — — Du verstehst mich Feldmann. Wir sind Staub geboren und unser Blick reicht nicht weit über den Staub hinaus.

Ich brach hier ab, weil ich mich verstimmt fühlte, durch die Ideen, die sich mir beim Schreiben aufdrängten. Jetzt ist es wieder anders mit mir geworden und ich sehe die Sache aus einem bessern Gesichtspunkt an, einem frömmern, Feldmann, der mir zeigt, wie man so leicht Unrecht thut, wenn man trübe und zagend in die kommende Zeit sieht. Der Mensch soll hoffen, glauben und vertrauen, das ist ein schöner, feststehender Spruch, der sich noch immer bewährte an Allen, die ihn nur recht tief und innig erfaßten. Höre zu, Freund, wie er sich auch jetzt an uns hier schon erprobt und mich, was ich für meine düstere und zweifelnde Ansicht wohl verdient habe — beschämt hat.

Dein Sohn, Müller und ich waren gestern bis ziemlich gegen Abend bei einander gewesen; ernst, ich kann sagen, fast düster gestimmt, hatten wir uns getrennt, besonders war über mich eine finstere Laune gekommen, die dadurch sich noch vermehrte, daß die Ungeduld meiner sämmtlichen Schützlinge mir, eben durch

meine Stimmung wohl nur veranlaßt, in schärferem Lichte als sonst erschien, und ich hatte, den Kopf voll mancher mürrischer Gedanken, mich eben nicht freudig hoffend und vertrauend niedergelegt, da tritt am frühen Morgen Müller zu mir ein, und schon sein freudeglänzendes Gesicht zeigt mir an, daß es eine gute Kunde ist, die er mir bringt.

Als ich gestern Abend, so erzählt er mir, meiner Wohnung zugehe, tritt ein Mann mich an, der, tief in einen Mantel gehüllt, unerkannt bleiben zu wollen schien. Sie sind Müller? fragt er mich, und als meine Antwort ihm dieß bestätigt, so überreicht er mir ein versiegeltes Päcktchen und ist mir eben so schnell aus dem Gesicht, als er mir erschienen war. Bei meiner Zuhausekunft besehe ich das Empfangene; es ist an mich überschrieben; dennoch zögerte ich eine Weile, ehe ich es erbreche, weil die Sonderbarkeit des Empfangs mir auffallend ist. Ich öffne endlich und finde — — doch sehen Sie selbst, ich glaube, dieß wird nicht nutzlos für uns seyn.

Hiermit übergiebt Müller mir die erhaltenen Sachen. Es sind eine Menge Briefe und Papiere, die, wie ich bei mehrerer Ansicht finde, einen Theil der seltsam verwickelten Geschichte Nordbergs enthalten; dabei lag ein Zettel an Müller gerichtet, mit höchst unleserlicher, sichtbar verstellter Hand geschrieben, auf welchem italienisch sich die Worte befinden: Der Gebrauch dieser Papiere wird Ihnen nützlich seyn, mich aber an einen Mann rächen helfen, den ich hasse.

Du kannst denken, Feldmann, daß über das Wie der Anwendung des Empfangenen zwischen Müller und mir weiter keine Rücksprache genommen zu werden brauchte. Wir hatten beide Ursache, Nordberg als den Verhinderer der Ausführung unsrer besten Wünsche zu betrachten, zu Werkzeugen der Rache eines Andern uns aber herzugeben, war natürlich ein Gedanke, der verworfen wurde, und indem wir einstimmig — ich gestehe Dir, Feldmann, daß es mich mit hoher Freude erfüllte, den Mann des Herzens meiner Rosa=

munde hierin keinen Augenblick wanken zu sehen — beschlossen, nicht den Gebrauch von dem Empfangenen zu machen, den der Geber vielleicht beabsichtigte, so versagten wir uns doch nicht, die Papiere durchzugehen, um den kennen zu lernen in seinem frühern Leben, der uns Allen bisher so merkwürdig, so sonderbar erschienen war.

Du empfängst hierbei einen zusammengestellten Auszug des Inhalts jener Nachrichten, und ich zweifle keineswegs, sie werden Dich eben so in Erstaunen setzen, als sie uns es thaten.

Der Abentheurer.

In einer der schönsten Gegenden Deutschlands lebte Graf Heerfeld, reich und hochgeehrt von allen, die ihn kannten und als das Haupt der alten Familie betrachtet. Er hatte keine eigene Kinder, wohl aber zween Neffen, die Söhne einer geliebten früh verstorbenen Schwester, die er nach deren Tode zu sich genommen und in ihrer Erziehung einen Theil der Unterhaltung fand, die am Abend seines Lebens seinem Geist nothwendig war. Die beiden Brüder, Ferdinand und Joseph, waren nur ein Jahr im Alter verschieden, übrigens aber in ihrer Aeusserlichkeit einander so durchaus ähnlich, daß nicht allein jedermann sie, nebeneinander stehend, für Zwillinge hielt, son=

dern auch sehr häufig der Fall eintrat, daß sie mit einander verwechselt wurden, selbst von denen, die sie am genauesten kannten.

Als Kinder waren sie in ihres Onkels Haus gekommen, so, als seine eigenen, wurden sie betrachtet und die reichen Besitzungen des alten Grafen sollten einst nach dessen Tode mit seinem Namen auf sie übergehen.

Es gehörte zu den Lieblingsgedanken des alten Herrn, seine beiden Neffen in allen Stücken sich einander so ähnlich zu machen, als Natur es schon im Aeussern gethan hatte, doch mußte er bald zu seinem Leidwesen sehen, daß hierin unüberwindliche Hindernisse sich ihm entgegen stellten, denn so sehr die Brüder im Aeussern sich glichen, só anders war es im Innern. Der Aeltere war mild und sanft, von unverkennbarer Gutmüthigkeit, aber auch, was sehr oft mit dieser so löblichen Eigenschaft gepaart ist, schwach und jedem Eindruck, gleichviel gut oder böse, offen. Der Zweite, Joseph, hatte einen festeren und stärkeren Character. Sein Herz war zwar ursprünglich nicht

böse, aber Ehrgeiz war die darin herrschende Leidenschaft. Sie wurde die Triebfeder aller seiner spätern Handlungen, und wie wir sehen werden, das Seil, an welchem fortgerissen in wildem Strudel, in immer weiter und weiteren Kreisen, in immer düster und düsterer werdenden Thun, sein Leben verfloß.

Ungeachtet dieser Verschiedenheit in dem Character der beiden Brüder, die sich immer mehr und mehr entwickelte, je mehr sie an Jahren zunahmen, so herrschte doch unter ihnen eine rühmliche, wahrhaft brüderliche Eintracht, die vielleicht eben dadurch nur um so stärker war, je mehr die Hoffnungen und Lebenspläne von einander abwichen.

Nachdem Beide die akademischen Jahre zurückgelegt hatten, unternahmen sie zusammen nach dem Willen ihres zweiten Vaters, des alten Grafen, eine Reise durch mehrere Länder Europens, und hier war es, wo sich ihr künftiges Geschick und Thun entschied.

Länger, als in jedem andern Lande, hatten sie auf ihrer Reise sich, angezogen von

den Schätzen und Schönheiten der Kunst und Natur, im untern Theile Italiens aufgehalten, und während auch hier wie durch ihr ganzes bisheriges Leben das löbliche Band brüderlicher Einigkeit Beide vereinte, so geschah es doch hier zum Erstenmal, daß gewissermaßen ihre Bahnen aus einander gingen. Ferdinand, von Jugend auf ein warmer Verehrer aller Naturschönheiten, lebte in dieser Zeit fast ganz denselben, und nur selten sahe ihn das große prachtvolle Neapel in seinen Mauern. In ziemlicher Entfernung davon hatte er eine besonders durch ihre romantische Lage ihm anziehende Thalgegend entdeckt. Hier wohnte und lebte er, und der Gedanke, daß er vielleicht bald genöthigt seyn könnte, dieses ihm von Tage zu Tage lieber werdende Plätzchen zu verlassen, war einer der unangenehmsten, der ihm einfallen konnte. Hierzu kam, daß mit dieser Neigung für das da herrschende ländliche Stillleben, das um so magischer zu seinem Herzen sprach, da es von dem Duft und Hauch des schönen Südens umflossen

war — sich auch zuletzt die mächtigste aller Leidenschaften, die Liebe, seiner Brust bemächtigte, wodurch er gänzlich auf die Idee gebracht wurde, diesen glücklichen, für ihn mit allem Reiz geschmückten Ort nie mehr zu verlassen.

Er theilte diesen Vorsatz zwar erst nur flüchtig hingeworfen, gleichsam zur Prüfung, dennoch aber ernstlich gemeint, seinem Bruder mit, und dieser schien zu Ferdinands Freude ihn zu billigen.

Wir würden uns in dem Character Josephs irren, wenn wir diese Billigung einer völligen Beistimmung der Gesinnungen seines Bruders zuschrieben; da hätte er sie selbst kennen müssen, und das war nicht der Fall, am wenigsten in dieser Zeit seines Lebens.

Er hatte nämlich, während sein sanfter Bruder in den Reizen der Natur und im holden Taumel einer sanften Herzensempfindung sein Glück suchte und fand, sich in ganz andern Kreisen umhergetrieben, und seiner Seits

Bayerische Staatsbibliothek München

auch da das Glück gesucht; wir werden sehen, ob auch gefunden.

Ehrgeizige Gemüther, Menschen, deren Streben mehr nach äußerem Glück und Glanz, als nach dem innern Wahren geht, finden sich auch leicht zusammen, wie alle verwandte Gemüther, aber es ist dieß der Unterschied zwischen den Empfindungen und Bestrebungen der Erde, wenn man es so nennen darf, und denen, die nicht allein der Erde angehören, daß bald wie die fliehenden Pole sie unter einander sich abstoßen, und daß das Band, welches bloß die glänzenden, aber sehr vergänglichen Rücksichten des äussern Lebens knüpft, sehr schnell wieder reißt und oft die dann zu den entschiedensten Gegnern und Feinden macht, die es erst scheinbar in recht inniger Freundschaft zu vereinen schienen. Ein solches Geschick oder vielmehr Begegniß hatte Joseph betroffen. Sein Streben nach Glanz und grössserer Auszeichnung hatte ihn bewogen, sich in die größ en und geräuschvollsten Kreise der großen Orte zu stürzen, die bisher auf der

Bahn seiner Reise lagen, und die fast verschwenderische Großmuth seines Pflegevaters, der Glanz seines durch ihn erhaltenen Namens, machten es ihm leicht, sich darin überall einzuführen. So war es auch in Neapel gewesen und wie bemerkt bereits, länger sich hier aufhaltend, als an andern Orten bisher, waren auch die Verbindungen ausgedehnter und bedeutender geworden, die er hier geknüpft hatte.

Unter mehreren, seinem Stolz äußerst zusagenden, war die mit dem Hause Zanini durch ihre Folgen für ihn am bedeutendsten, denn sie war der Grund seiner nachherigen Lebensschicksale.

In diesem Hause war ein Sohn und eine Tochter; ersterer Lodovico, letztere Giannina mit Namen. Lodovico war ein Jüngling, in dessen Brust fast dieselben Haupt=Characterzüge ruhten, die in der von Joseph lagen; Giannina, ein Mädchen, deren mild sanftes Wesen mehr dem nördlichern Himmel Deutschlands als dem heisseren ihres Vaterlandes an=

zugehören schien. Joseph wurde von beiden Geschwistern aufs lebhafteste angezogen. Mit dem Bruder verband ihn eine gleiche Ansicht des Lebens, ein gleiches Streben; mit der Schwester vielleicht der Gegensatz der innern Empfindung, der, wenn er sanft gehalten wird, oft dazu dient, ein Band der Liebe zwischen Personen beiderlei Geschlechts zu knüpfen, wie durch Beispiele aus der täglichen Lebensgeschichte hinlänglich bewiesen wird, und das vielleicht darum nur um so dauernder ist, da dadurch einer im andern findet, was ihm selbst gebricht.

Lodovico, damals der vertraute Freund von Joseph, kannte die Neigung des letztern für seine Schwester und billigte sie, eine Sache, an der allerdings den beiden Liebenden gelegen seyn mußte, da zu erwarten stand, daß Lodovico in kurzer Zeit das Haupt seiner Familie und dadurch gewissermaßen der Herr über seiner Schwester Hand werden würde; denn es war der beiden Geschwister Vater schon sehr betagt, dazu kränklich und schwach.

Um diese Zeit, da sich dieses zutrug, brachen in Frankreich die ersten Stürme der so viele Jahre lang, man kann fast sagen, die Welt erschütternden Unruhen aus, und es war natürlich, daß, so wie überall und bei allen die Nachrichten davon auch in dem Kreise, in dem jetzt Joseph lebte, die mächtigsten Anregungen veranlaßte. Ein jeder ergriff, sein Urtheil und seine Meinung äussernd, seine Parthie und trug seine Ansichten über die Vorgänge der Zeit mit der leidenschaftlichen Wärme vor, die die Menschen immer zu ergreifen pflegt, wenn sie Parthei genommen haben. Lodovico neigte sich auf die Seite des Republikanismen, wie damals von vielen seiner Landsleute mit großem Eifer geschah; Joseph hatte sich für den andern Theil erklärt und es konnte nicht fehlen, daß, je mehr sich die Nachrichten aus der damals noch, wie ein unterirrdischer Krater, gährenden Hauptstadt von Frankreich mehrten, sich auch das Interesse, die Theilnahme und die Partheisucht bei beiden vergrößerte, so daß es gar bald

dahin kam, daß aus der warmen Freundschaft zwischen ihnen erst ein lauliches Wesen, zuletzt entschiedene Feindschaft entstand.

Gerade um diese Zeit war es, daß Ferdinand, einmal nach Neapel kommend, seinem Bruder den Plan und Entschluß mittheilte, den ihm seine Neigung für ein stilles und abgesondertes Leben in einem glücklichen Familienkreise, in einer reizenden Natur hatte nehmen lassen und der weiter dargelegt darin bestand, jene Gegenden nie mehr zu verlassen, und an der Hand seiner Fiametta, der Tochter eines Landbewohners, dort seine Tage zu verleben. Die Brüder hatten sich, veranlaßt durch die erzählte Verschiedenheit ihrer jetzigen Lebensverhältnisse, eine Zeit lang nicht gesehen, der Aeltere war der Familie Zanini völlig unbekannt geblieben, und da jetzt das feindliche Verhältniß das Zusammenkommen Lodovico's und Josephs unterbrochen hatte, so geschah es, daß Ferdinand auch bei seinem diesmaligen Aufenthalt in Neapel dem Lodovico unbekannt blieb, nicht aber an dessen Schwe-

ster, die Mittel gefunden hatte, dann und wann in der Stille ihren Geliebten zu sehen, ob gleich seit der Veruneinigung desselben mit ihrem Bruder ihr öffentlicher Umgang hatte abgebrochen werden müssen.

Eine ernste Berathung über die besten Mittel und Wege, die sie zur Erreichung ihrer so verschieden auslaufenden Lebenspläne, einzuschlagen hätten, fand bei dieser Zusammenkunft unter den Brüdern statt, denn beide konnten es sich nicht verhehlen, daß der Hindernisse manche sich ihnen entgegenstemmen dürften. Besonders schien dieß der Fall mit dem Aelteren zu seyn. Graf Heerfeld hatte seine, in Hinsicht der beiden Brüder, für die Folge entworfenen Absichten sich früher schon gegen beide merken lassen und diese stimmten denn freilich ganz und gar nicht mit den Wünschen Ferdinands für die Zukunft, so daß dieser vernünftigerweise nicht erwarten durfte, leichten Kampfes durch diese Klippen durchzukommen. Weniger Schwierigkeiten, als von seinem Onkel, mußte dagegen Joseph von Gian=

nina's Verwandten befürchten; Schwierigkeiten, die sich in dem Grade mehr und mehr thürmten, je hartnäckiger er gesonnen war, den Meinungszwiespalt fortzusetzen, der jetzt ihn von dem Bruder seiner Geliebten trennte. Hätte er diesen aufgeben wollen, so würden freilich die Hindernisse, die sich zwischen ihn und Giannina legten, leicht gehoben seyn, aber — dann hätte Joseph nicht Joseph seyn müssen. Wie hätte er, der Stolze, es über sich erhalten können, einem Andern nachzugeben! Er würde dieß nicht gethan haben, selbst wenn der Andre auf einem Thron saß, um wie viel weniger jetzt! Giannina soll mein werden, dieß war sein Wille; ehe aber hätte er vorgezogen, seiner Liebe, seinem Glück, seinem Leben zu entsagen, als nur ein Haar breit dem Gegner zu weichen; und er theilte eben diese Gedanken seinem Bruder mit, als beide die Nachricht erhielten: Graf Heerfeld nahe sich seinem Ende und wünsche vor demselben seine Pflegesöhne noch einmal zu sehen. Diese Nachricht, ob gleich sie den beiden Brü=

dern auf einmal die Aussicht eröffnete, für die Folge frei und unabhängig zu seyn, war doch in diesem Augenblick wenigstens für Beide sehr unerwünscht, da sie ihnen die Pflicht auflegte, aufs schnellste eine Gegend zu verlassen, vielleicht auf lange Zeit, in der ihnen alle Hoffnungen und alle Wünsche blühten. Dieß war wenigstens bei dem ältesten Bruder ganz der Fall, ob schon auch dem Jüngern in vieler Rücksicht dieß Ereigniß gerade jetzt unangenehm war.

Nach langem Hin- und Herüberlegen und nach gegenseitigem Prüfen und Erwägen ihrer verschiedenen Verhältnisse kamen sie endlich darin überein, daß nur Einer von ihnen die Heimreise antreten, der andere aber in diesen Gegenden bleiben solle, durch welches Auskunftmittel sie hofften, hier wie in der Heimath ihre gegenseitigen Verrichtungen und Vortheile zu verwahren. Dem Jüngern fiel das Loos, nach Deutschland zurückzukehren, Ferdinand dagegen blieb im Genuß, den ihm die Liebe und die Erfüllung seiner übrigen Wünsche bot.

Wenige Tage vor der Abreise Josephs befand dieser sich noch in einer Gesellschaft, wo er mit dem Bruder seiner Geliebten zusammentraf. An demselben Tage waren wieder Nachrichten aus Frankreichs unruhiger Hauptstadt angekommen. Der Kampf der Meinungen wüthete daselbst immer stärker und stärker und die Augen von ganz Europa waren mit Erwartung auf diesen großen Brennpunkt der kultivirten Welt gerichtet, und es war natürlich, daß das Interesse, welches schon die ersten Verhandlungen, die dort gepflogen worden, erregte, seit der Zeit nicht nachgelassen hatte. Auch in der Gesellschaft, wo sich jetzt Lodovico und Joseph befanden, wurde die große Streitfrage mit Wärme erörtert und man kann denken, daß die beiden ohnedem schon gegen einander Eingenommenen die Gelegenheit, die sich ihnen hier bot, begierig ergriffen; theils um ihre vorgefaßten Ansichten zu verfechten, theils um den Gegner mit einigen kränkenden Bemerkungen heimzusuchen.

Joseph wußte selbst in den Momenten auf-

fallender Hitze seine Leidenschaftlichkeit unter einem gut gehaltenen Anstrich von Ruhe und Kälte zu verbergen; diese Kunst besaß Lodovico nicht und sie war ihm um so mehr noch ein Mittel zur Steigerung seiner wild ausbrechenden Heftigkeit, da sie dem Gegner Waffen in die Hände gab, die er nicht wieder anwenden konnte. Er hatte schon mehrmals, seitdem das früher mit Joseph beschlossene Freundesband vernichtet worden war, Gelegenheit gehabt, das Uebergewicht zu empfinden, welches letzterer dadurch erhielt, niemals aber war es ihm noch so unerträglich, vielleicht auch von dem andern noch nie so fühlbar gemacht worden, als an diesem Abend, und es fehlte wenig, so hätte Lodovico in seinem aufsprudelnden Zorn sich und seine glänzende Umgebung so weit vergessen, sich zu öffentlichen Beleidigungen gegen seinen Feind hinreißen zu lassen. Er unterdrückte zwar die schon auf der Lippe schwebende Rede, beschwor aber in seinem Innern einen tödlichen unversöhnlichen Haß.

Anfänglich war er willens, am andern Morgen eine Herausforderung an Joseph zu senden; Rücksichten der Klugheit, der Befehl und die Bitten seines Vaters und seiner Schwester — die beide von dem Vorfalle am Tage vorher unterrichtet worden waren — vielleicht auch einige furchtsame Bedenklichkeiten hielten ihn von diesem Vorsatz ab und er beschloß, lieber auf einem andern minder geräuschvollen und minder gefährlichen Weg, seinem Feinde die Wirkungen seiner Rache fühlen zu lassen.

Giannina allein wußte die bevorstehende Abreise ihres Geliebten; sie war ihr jetzt ein Trost und eine Beruhigung, wie sie wenige Stunden vorher ihr ein Gegenstand der Betrübniß gewesen war, denn sie sah jetzt in derselben das beste Mittel einer augenblicklichen Sicherstellung ihres Lieblings vor den Verfolgungen ihres Bruders, dessen rachsüchtiger Character ihr nur zu gut bekannt war, und sie wandte daher ihrer Seits alles mögliche an, das Entfernen Josephs zu verheimlichen, denn dadurch hoffte sie ihren Bruder gänzlich

irre zu führen, der sonst, wenn er die Reise des Gegners erfahren hätte, leicht auf den Gedanken kommen konnte, ihn durch die Diener seines Hasses verfolgen zu lassen. So entging Joseph den Nachforschungen Lodovico's, der nebst seinem Anhange sich vergebens bemühte, den ihm plötzlich aus dem Gesicht gekommenen auszukundschaften, und erst auf den Gedanken gerieth, er möchte Neapel wohl verlassen haben, als Joseph längst schon an dem Krankenlager seines Pflegevaters saß und dort auf Pläne dachte, wie er am besten seines Herzens Wünsche in Erfüllung bringen könne.

Ferdinand war indeß glücklich im ungestörten Besitz seiner Liebe. Graf Heerfeld hatte die Entschuldigung, die Joseph über das Ausbleiben des Bruders berichtete, gläubig aufgenommen nnd gelten lassen, und als er wenige Wochen nach des jüngern Bruders Ankunft in Deutschland das Zeitliche verließ, da theilte er sein großes Vermögen unter die beiden Pflegesöhne, jedoch so, daß dem ältesten mit seinem Antheile zugleich der Familienname

des Grafen anheim fiel, dieser aber nur dann dem Jüngern zufallen solle, wenn Ferdinand vielleicht nicht gesonnen sey, eine Clausel des Testamentes zu erfüllen, welche ihm vorschrieb, die Tochter einer dem gräflichen Hause verwandten Familie zu heirathen. Erst nach dem Tode des alten Grafen wurde diese Verfügung an Joseph bekannt; sie war das Saamenkorn, aus welchem in dem ehrsüchtigen Gemüthe der Keim einer Entfremdung gegen seinen Bruder entstand, mit dem bis dahin er in einer löblichen brüderlichen Eintracht gelebt hatte. Hätte Graf Heerfeld sein Vermögen zu Gunsten des ältern Bruders auf das Ungleichste getheilt, dieß würde Joseph gleichgültig gelassen haben, denn er war nicht Geld- wohl aber ehrsüchtig; so aber, der ältere sollte den Grafentitel, sollte den alten und berühmten Namen eines mit Fürstenhäusern verwandten Geschlechts ausschließend führen, und er, der Jüngere, sich mit dem angebornen unbekannten begnügen! Nimmermehr, das war ein Gedanke, den Josephs stolzes Herz nicht

ertragen konnte. Zwar war ihm wohl bekannt, daß sein Bruder schon eine andere Liebe hatte und leichtlich bei seinem wenig nach äußrer Größe strebendem Gemüth schwerlich gesonnen seyn dürfte, zu Gunsten eines Titels den Neigungen seines Herzens zu entsagen, aber es war doch möglich, und selbst wenn es nicht geschah, was half es Joseph? Hatte er nicht auch schon gewählt? Und — wir müssen es zu seiner Ehre bekennen, der in ihm aufblitzende Gedanke, im Fall sein Bruder, wie er vermuthete, das Glück der Liebe äußerem Glanz und Schimmer vorzog, sich durch Erfüllung der Bedingung seines Onkels das ihm so glänzend Scheinende zu erwerben, wurde von ihm damals weit verworfen, weil damals sein Herz wohl noch zu jugendlich klopfte, noch nicht abgehärtet war gegen alles andere, was nicht die eine große Leidenschaft seiner Brust in Anspruch nahm. Ob für die Folge diese Gesinnung Dauer gehabt haben würde, ist aber schwer zu entscheiden, denn bald geschah es, daß das Schicksal vermit-

telnd eingriff in die Lebensfäden der hier auftretenden Personen und dadurch eine andere Gestaltung herbei geführt wurde.

Zwar war der Brüder Pflegevater bald nach Josephs Ankunft auf dem Stammschlosse der Grafen Heerfeldt gestorben, die Auseinandersetzungen der Erbschaftsangelegenheiten hielten aber letzteren noch eine geraume Zeit nach dem Tode des alten Grafen in Deutschland zurück, und erst das nächste Jahr gewährte ihm die Aussicht, wieder nach Italien gehen zu können. Sein Bruder hatte die Nachricht von dem letzten Willen ihres Pflegevaters durch Joseph empfangen, sogleich aber auf dieselbe so geantwortet, wie sein Bruder vermuthete, und wie überhaupt nach Ferdinands Ansichten erwartet werden konnte.

Dieser lebte in seiner Liebe ein stilles fröhliches Leben und gern im Herzen überlassend an seinem Bruder alles, was äußern Glanz und Glück gewährte, suchte er, so viel an ihm lag, auch dessen Gesinnungen für ein so still bescheidenes Daseyn empfänglich zu machen

und rieth diesem, da er wohl bemerkte, daß ein gewisser Zwiespalt sich in dessen Seele erhoben hatte, über sein künftiges Ziel und Streben, eben so wie er selbst sein Glück einzig in den Besitz des Wesens zu setzen, dem es gelungen war, sein Herz zu fesseln. Aus dieser Ursache wehte jetzt in Ferdinands Briefen ein gewisser Anhauch von Begeisterung für Giannina, die er, wie wir gesehen haben, noch bei seines Bruders Anwesenheit in Italien hatte kennen lernen, und deren Bekanntschaft er, theils auf den Antrieb Josephs, theils auf eigenen, fleißig fortsetzte, welches jedoch sehr in Geheim geschehen mußte, da Giannina alle Ursache hatte, ihr fortdauernd Einverständniß vor den Augen ihres Bruders zu verbergen.

Was aber gerade ein Band mehr zwischen den Brüdern hätte werden sollen, wurde durch Zufall, oder Schickung vielmehr, zum völligen Trennungsmittel. Es ist bereits gesagt worden, daß die Eröffnung des letzten Willens vom alten Grafen einen Funken des Neides in Josephs Brust anfachte, der zwar schwach

nur glimmte, dennoch aber fortdauerte, ob schon die Antwort Ferdinands ihn hätte ersticken können, denn der ehrgeizige Joseph fühlte sich ja dennoch zurückgesetzt, da im Testament des Onkels seinem Bruder wenigstens der Vorzug der ersten freien Entscheidung überlassen war, ihm dagegen das erst blieb, was der Andere auszuschlagen für gut fand. Man müßte sich schlecht auf den Character eines stolz-ehrsüchtigen Menschen verstehen, wenn man nicht einsehen wollte, daß solche an sich geringfügige Dinge mehr als hinreichend sind, dergleichen Gemüther aufzuregen und es bedarf dann nur noch eines sehr kleinen Anstoßes, so spriest das Unheil bringende Saamenkorn schnell zu riesiger Höhe empor.

Dieser Anstoß erfolgte sehr bald. In einen Wirbel von Geschäften, Plänen und Verbindungen gestürzt, die ihm alle dermaleinst noch, so hoffte Joseph, Wege zur Befriedigung seiner hervorherrschenden Leidenschaft eröffnen sollten, hatte er seit einiger Zeit angefangen, sparsamer die briefliche Verbindung zwischen

Giannina und sich zu unterhalten, und es war natürlich, daß das liebende Mädchen dieß empfand und sich hierüber beklagte. „Du hast, schrieb sie einst unter andern an Joseph, deine Giannina wohl vergessen. Ach, wie anders war es sonst! Wie anders ist dein Bruder Fernando.“ Diese höchst unschuldigen Worte, verbunden mit Ferdinands lobpreisenden Erwähnungen von Giannina, erregten einen bittern Verdacht in Josephs Brust. Ha! rief er aus, freilich kein solcher girrender Schäfer bin ich nicht, wie Ferdinand, der von je an das Idol der Weiberherzen war und es jetzt auch für das Gianninens. — — Er brach hier, wie erschreckt über sich selbst, den in ihm aufsteigenden Gedanken plötzlich ab, und würde vielleicht ihn auf immer haben fahren lassen, hätte nicht an demselben Tage noch das Geschick ihm einen Mann zugeführt, dessen Erscheinung für ihn von den bedeutendsten Folgen war.

Joseph befand sich an dem Abend des Tages, wo er den erwähnten Brief aus Neapel

erhalten hatte, in einer großen und glänzenden Gesellschaft, in welcher man, nachdem sie schon versammelt war, noch die Ankunft eines Fremden erwartete, der, ohne daß man ihn bisher noch persönlich kannte, die Aufmerksamkeit Aller im hohen Grade erregt hatte. Auf sein Befragen erfuhr Joseph, es sey dieß ein gewisser Pandolfo, ein Mann von alter und guter Familie, dessen außerordentliche Kenntnisse in geheimnißvollen Wissenschaften alles überträfen, was man bis dahin darin nur für möglich gehalten hatte. Lächelnd hörte Joseph diesen Bericht an, und schüttelte darüber zweifelnd und ungläubig den Kopf, denn er gehörte nichts weniger als zu den Stark- oder Schwachgläubigen, wie man lieber will, die durch den Schein des Wunderbaren sich so gern täuschen lassen. Dennoch sah auch er mit gespannter Erwartung der Ankunft eines Mannes entgegen, dem es gelungen war, in so hohem Grade die Theilnahme der Menschen zu fesseln. Der Erwartete kam endlich; es war ein ältlicher Mann

von stolzem, sehr ernstem und zurückhaltendem, jedoch nicht finsterm Wesen, auf dessen Gesicht eine seltsame Mischung der verschiedenartigsten leidenschaftlichen Züge ruhte, so daß für den ersten Anblick man fast auf den Glauben gerieth, in der Brust dieses Menschen müßten die widersprechendsten Gefühle zu gleicher Zeit sich bewegen. Bei genauerer Betrachtung fand man jedoch, daß dieß jetzt wenigstens schwerlich mehr der Fall war, sondern daß im Gegentheil bei ihm an die Stelle des sonst wüthenden Sturmes eine völlige Ruhe getreten war und daß, so wie ausgebrannte Krater Spuren ihres ehemaligen Daseyns hinterlassen, wenn auch die Zeit eine grüne Decke über sie wegzieht — auch bei ihm der Kampf der Leidenschaften geendet und jetzt vielleicht keine mehr vorherrschend zu finden sey.

Joseph hatte sich vorgenommen, den Fremden aufs schärfste zu beobachten; er that dieß und die Verschiedenheit seines Benehmens gegen das der andern Anwesenden gehalten, entging dem Manne nicht, der gewohnt war,

seine Umgebungen prüfend zu durchschauen. Er näherte sich Joseph in dem Grade, da dieser, wiewohl nur verstellter Weise, sich von ihm zurückzog und es konnte nicht fehlen, daß diese Aufmerksamkeit von Seiten des Fremden die der Gesellschaft erregte und im Geheim dem Stolz Josephs nicht wenig schmeichelte.

Man blieb bis tief in die Nacht hinein zusammen; der Wirth des Hauses, erfreut seinen Gästen die Gelegenheit verschafft zu haben, diesen Mann nun endlich persönlich kennen zu lernen, sparte kein Mittel, um die Fröhlichkeit der Gesellschaft und ihre Unterhaltung immer aufs Neue zu beleben, und da man, wie sich leicht denken läßt, allgemein sehr begierig war, etwas Näheres über die geheimnißvollen, wie es hieß, das Geisterreich umfassenden Kenntnisse des gefeierten Fremden zu erfahren, wo möglich zu sehen, so brachte geflissentlich der Herr des Hauses, als die Tafel zu Ende ging, und die Dienerschaft sich größtentheils entfernt hatte, das Gespräch auf das Kapitel der Erscheinungen. Einmal

aufgenommen dieser Faden, entfuhr er nun der Versammlung nicht mehr. Ein Jeder äusserte darüber seine vorgefaßte Meinung, aber sonderbar, die Gegenwart des Fremden schien jede sonst noch so leichtfertige Zunge in Zaum zu halten, und mit weniger Absprechung für oder gegen die Sache, als sonst der Fall zu seyn pflegt, wurde diesmal darüber geurtheilt. Der Fremde hatte still vor sich hinsitzend, fast lächelnd, das Gespräch mit angehört und er und Joseph waren in der Gesellschaft scheinbar die einzigen, die den wenigsten Antheil daran zu nehmen schienen. Letzterer, der bis dahin Figuren vor sich her auf den Teller malend — wie man wohl eben zu thun pflegt, wenn man bei Tische gerade nichts besseres zu thun hat — dagesessen hatte, wurde endlich von einer seiner Nachbarinnen mit der Frage angeredet: Ob er denn nicht auch seine Meinung äussern wolle? Ich habe, erwiederte er, in diesem Augenblick, zerstreut durch andere Gedanken, der Wendung des Gespräches nicht gefolgt, kann also — —.

Sie waren im Geist in Neapel, im Hause der Zanini, fiel hier der Fremde ein.

Alle sahen erstaunt auf, Joseph am meisten, denn wirklich war es so, wie der Mann sagte. Dieser fuhr fort: in diesem Augenblick ist Ihr Bruder wirklich da, wo Sie nur in Gedanken weilten. Es ist doch, setzte er lächelnd hinzu, eine schöne Sache um das Recht der Erstgeburt.

Man kann denken, daß diese Rede noch mehr auffiel; Joseph saß einen Augenblick wie versteinert, dann sprang er auf, ging auf den Mann zu und sagte: Sie werden beweisen müssen, was Ihr Mund jetzt sprach. Sehr kalt und sehr ruhig erwiederte dieser: Gern; haben Sie nur die Güte, morgen sich zu mir zu bemühen.

Es läßt sich erwarten, daß Joseph nicht säumte, dieß am nächsten Tage zu thun. Die mannichfachsten Gefühle hatten seine Brust durchzuckt, seit er die Worte jenes Räthselhaften vernahm und das in seinem Herzen schon ausgestreute Saamenkorn des Mis-

trauens gegen Bruder und Geliebte wuchs schnell in ihm zu riesiger Höhe empor. Er fand am andern Tage jenen Fremden in dessen Wohnung und hier erfuhr er von ihm Näheres aus Neapel. Pandolfo kannte daselbst die Menschen, die Joseph am nächsten angingen. Mein Herr, redete er ihn an, Sie haben mir von dem ersten Augenblicke an, da ich Sie sah, ein zu lebhaftes Interesse eingeflößt, als daß ich gegen Sie eine Maske tragen sollte, die ich um meines Vortheils willen der Welt zeige. Ich hoffe, daß diese Aufrichtigkeit, die ich gegen Sie darlege, auf einige Dankbarkeit von ihrer Seite Anspruch machen darf. Ich kenne Sie, Ihre Wünsche und Ihre Bestrebungen; ich habe Sie schon bei Ihrem Aufenthalte in Neapel beobachtet, ob gleich Sie mich daselbst nie gesehen haben, und ich habe gefunden, daß es Schade wäre, wenn ein Mann wie Sie, der offenbar bestimmt ist, Grosses zu wirken, seine Tage in müssiger Ruhe, im weichlichen Arm der Liebe verbringen wollte. Ich glaube, ein Mann wie

ich fehlte Ihnen bisher, so wie ein Mann wie Sie mir bisher fehlte. Lassen Sie uns vereint handeln, meine Zwecke sind nicht klein, ich hoffe Ihnen Aussichten eröffnen zu können, die Ihnen zusagen werden, aber vor allen Dingen: wollen Sie mir vertrauen?

Joseph war während dieser Rede erstaunt und nachdenkend auf und nieder gegangen, jetzt da Pandolfo, eine Antwort erwartend, einhielt, sagte er:

Wie kann ich das? Ich kenne Sie nicht und weiß von alle dem, was Sie eben zu mir sprachen, nichts.

Wenn Sie mir folgen wollen, erwiederte Pandolfo, daß heißt, in wenigen Tagen nach Neapel, so wird Ihnen Alles gelößt werden. Sie wollten ja ohnedem in kurzer Zeit hin. Beschleunigen Sie Ihre Reise und ich verspreche Ihnen — — Doch Sie können ja dann immer noch thun, was Sie für gut befinden.

Diese Eröffnungen, die Josephs Neugier erregten, ohne sie gänzlich zu befriedigen, der sonderbare, geheimnißvolle Ruf des Fremden,

seine imponirende Erscheinung, die von ihm hingeworfenen Worte, Ferdinand und Giannina betreffend, alles dies vereinte sich, um Joseph aufs mächtigste anzuregen. Er drang in Pandolfo, ihm deutlichern Aufschluß zu geben, aber vergebens. Ich habe Ihnen, erwiederte dieser, genug gesagt, um Ihnen zu zeigen, was Sie thun müssen. Mein Vertrauen gegen Sie verdient wohl das Ihre; wollen Sie es aber mißbrauchen, nun so steht es Ihnen frei und ich werde dann Mittel finden, mich dem zu entziehen, was Sie vielleicht gegen mich beschließen könnten.

Nach kurzem Nachdenken erwiederte Joseph: Sie sollen morgen meine Antwort empfangen, bis dahin will und kann ich nichts bestimmen. Allein in seiner Behausung überlegte er nun den Vorschlag des Fremden, seine seltsamen auf ausgebreitete Verbindungen deutende Reden, die Worte, die er in Beziehung auf Ferdinand und Giannina sprach. Das Letztere entschied. Ich bin betrogen, rief Joseph aus, ich darf daran nicht zweifeln. Ihre

und seine Briefe, die Andeutung Pandolfo's — Ja! ich will hin, ich will sie entlarven, und find' ich bestätigt — — Sie sollen meiner Rache nicht entgehen.

Er fand sich zur bestimmten Zeit wieder bei Pandolfo ein. Ich reise, sagte er zu diesem, mit; lassen Sie uns je eher je lieber aufbrechen. Seyn Sie mir willkommen, entgegnete Pandolfo, ich habe mich nicht in Ihnen geirrt; wir werden Grosses vollbringen.

Joseph ordnete aufs schnellste seine Geschäfte und die Reise ward angetreten, und ehe noch sein Bruder und Giannina, die nach seinen letzten Briefen ein längeres Aussenbleiben noch von ihm erwarteten, daran denken konnten, war Er und sein Begleiter in Neapel.

Lassen Sie uns eine Zeit lang verborgen bleiben, sprach dieser zu Joseph, dieß wird unsern Planen, es wird den Beobachtungen, die Sie anzustellen haben, förderlich seyn.

Es ist früher schon gesagt worden, daß zu der Zeit, als in Frankreich die große Erschütterung gährend bereitet war, in dem Lande,

wo Joseph und sein Bruder jetzt sich aufhielt, die heftigsten Anregungen statt fanden, um so heftiger, da sie unter dem Schleier der tiefsten Verborgenheit gehalten wurden. Mehrere geheime Gesellschaften hatten sich gebildet, deren Zweck und Streben theils auf die Bestehung der alten Formen, theils auf die Einführung der neuen in Frankreich immer lauter und lauter sich aussprechenden Ideen, hingerichtet war. An der Spitze einer solchen, die mit verzehrendem Enthusiasmus, wenn man es so nennen darf, für die letztgenannten Grundsätze sich aussprach, stand Gianninens Bruder; wir wissen, daß Joseph bei seiner ersten Anwesenheit in Neapel schon sich zu den eben so hitzigen Gegnern derselben bekannt hatte. Daß Pandolfo jetzt unstreitig zu einer in diesen Zeiten mit so heftiger Partheisucht sich bekämpfenden Faction gehörte, war klar, nicht so, ob er stets und unwandelbar sich zu derselben bekannt hatte; im Gegentheil war es sehr wahrscheinlich, daß er, ein Mann, dessen ganzes Treiben in eine stete geheimnißvolle

Finsterniß gehüllt blieb, vielleicht abwechselnd Beiden diente, je nachdem auf dieser oder jener Seite ihm der grössere Vortheil winkte; so viel ist indeß gewiß, scheinbar diente er jetzt als Betreiber verschiedener Angelegenheiten, der sich gegen die neuen Grundsätze erklärenden, und es ist denkbar, wie in Joseph er ein thätiges Mitglied für die Zwecke gewonnen hatte, die man vielleicht eben verfolgen wollte.

Doch wir wenden nun einen kurzen Blick auf Ferdinand und auf Lodovico's Schwester, die beide, nicht ahnend, daß der erwartete Bruder und Geliebte Ihnen so nahe war, dessen Ankunft mit Sehnsucht entgegen sahen.

Ferdinand hatte in seinem glücklichen Thale an der Seite seiner Fiamette ein schönes, durch Liebe reich bekränztes Leben diese Zeit daher geführt, und die Geburt eines Sohnes hatte das Maas seiner Freuden vergrößert. Giannina, die unter dem Druck und der strengen Aufsicht ihres indeß Haupt der Familie gewordenen Bruders schmachtete, hatte, wie-

wohl verstohlen, die geschlossene Bekanntschaft mit dem Bruder ihres Lieblings fortgesetzt, denn es war ihrem liebenden Herzen ein Trost, von Zeit zu Zeit einen Menschen zu sehen, der dem, der ihr am theuersten war, so nahe anging; auch war durch diesen ihr der einzige Weg gezeigt, in der Entfernung mit Joseph in Verbindung zu bleiben. In ihren Briefen, so wie in denen Ferdinands, athmete die Aeusserung gegenseitiger Freundschaft und Werthschätzung, die, wie wir gesehen haben, von Joseph falsch gedeutet worden und ihm einen ungegründeten Verdacht eingeflößt hatten.

Mehrere Wochen blieb Joseph unbekannt in Neapel; endlich wurde sein Aufenthalt den Spähern Lodovico's verrathen. Das Gefühl des Hasses war in des letztern Brust durch die Abwesenheit des Erstern nicht verglommen; es wurde geschärft im Gegentheil durch die Bemerkung, die Lodovico machte, daß seiner Schwester Herz noch immer an dem Fremdling hieng, und daß dieser, wie seine Kundschafter berichteten, mehr wie je mit der po=

litischen Parthei in Verbindung war, die von Lodovico angefeindet wurde.

Für den ersten Augenblick hatte die Nachricht des Wiederkommens von Joseph Gianninens Bruder unangenehm überrascht, bald aber rief er freudig aus: Du bist mir willkommen, Joseph, auf diesem Boden hier; hier sollst du mir nicht entgehen. Er stellte nun alles auf, um Näheres über Joseph zu erfahren und beobachtete schärfer wie je jeden Tritt seiner Schwester. Einst fuhr diese, allein begleitet von ihrer vertrauten Kammerfrau, unter dem Vorwand, eine der Familie zugehörige, entfernt von der Stadt liegende, ziemlich einsame Villa zu besuchen, nach dem Thale hin, wo Ferdinand in der größten Abgeschiedenheit, unbekannt aller Welt lebte. Bisher war ihr dieß Vorgeben immer gelungen, jetzt, da ihr Bruder argwöhnischer als jemals war, wurde der Weg, den sie nahm, demselben entdeckt. Man denke sich ihr Schrecken, als sie zurückkehrte und ihr Bruder mit despotischer Härte ihr, ihr unwürdiges Betragen ver-

wieß und mit den bittersten Vorwürfen die Arme überhäufte, dafür daß sie ihr Herz nicht zu Gunsten politischer Partheisucht ändern konnte. Ihre Versicherungen, ihre heiligsten Betheuerungen, sie habe Joseph nicht gesehen, er sey gar nicht in Neapel, wurden von dem wüthenden, wild aufbrausenden Lodovico nicht geachtet, im Gegentheil erbitterten sie ihn noch mehr, denn er glaubte darin die heuchlerischste Hartnäckigkeit zu finden, indem ihn Giannina versicherte, Joseph weile noch in Deutschland und er doch so bestimmt wußte, er befinde sich hier. Auf seinem Befehl wurde Giannina sogleich in ein Kloster gebracht, bald darauf, da er bei Durchsuchung ihrer Sachen mehrere Briefe Josephs fand, und dadurch noch mehr von der Anhänglichkeit seiner Schwester an seinen Feind überzeugt wurde, ließ er sie unter der Aufsicht einiger ihm ganz ergebner Menschen in aller Stille nach Sicilien überbringen, und dort abermals in ein Kloster vergraben, aus dem die Arme, da der Mann, auf den sie allein noch rechnen konnte,

durch unwürdigen Verdacht verleitet, sein Herz von ihr wandte — nie wieder in das heitre, bewegliche Leben der Welt zurücktrat.

Lodovico glaubte jetzt Josephs Aufenthalt aufgefunden zu haben, denn daß ein Bruder von diesem, von dem er überhaupt wenig nur gehört und ihn nie gesehen hatte, in dem Umkreise der Stadt all die Zeit daher gelebt hatte, war ihm unbekannt. Derselbe Mensch, der ihm als Spaher die Nachricht von Josephs Wiederkehr gebracht hatte, wurde von ihm jetzt gebraucht als Werkzeug seiner Rache, und Ferdinand fiel als ein Opfer derselben und seiner täuschenden Aehnlichkeit mit seinem Bruder unter dem Dolchstoß eines gedungenen Mörders. Erst als die That vollendet war, erfuhr Lodovico den Irrthum, aber so groß ist der durch Partheisucht erzeugte Haß, daß ihm hierbei nichts anderes schmerzte, als daß der Stoß, der das Leben eines ihm Unbekannten endete, nicht die Brust seines Feindes zugleich mit getroffen habe.

Später wie Lodovico empfing Joseph die

Nachricht von dem traurigen Ende seines Bruders und von dem Verschwinden Gianninens; aber auch auf sein Herz machte beides nur einen sehr leichten Eindruck. Mit argwöhnischem, in der Brust eines Menschen, wie er war, tief und bitter eingewurzeltem Gefühl gegen Beide war er schon nach Italien gekommen; er hatte Beide nicht wieder gesehen, wohl aber beobachten lassen und die Nachrichten, die er erhielt, wurden von ihm mit der Gesinnung aufgenommen und ausgelegt, die ihm schon vor Empfang derselben belebte. Was aber vielleicht noch die Stimme des Herzens und die des Bluts möchte zu Gunsten der Hingeopferten gesprochen haben, wurde leicht und vollends übertäubt durch die Reden Pandolfos, der mehr wie je den ehrgeizigen in trübe Verworrenheit versunkenen Joseph zu umstricken und zu fesseln suchte. Ein einziges Gefühl belebte damals eigentlich nur Josephs Brust, doch schwer würde es ihm selbst gewesen seyn, sich selbst über dasselbe klare Rechenschaft zu geben. In einem ewigen Wirbel

von Zerstreuung und Geschäften, die alle, wie er hofte, dazu dienen sollten, ihm eine Laufbahn zu begründen, glänzender als früher selbst er sich sie dachte, war sein Thun und Wirken befangen und nur nebenbei darauf noch mit gerichtet, gelegentlich an Lodovico zu vergelten, was dieser ihm zu erweisen strebte. Durch den Tod seines Bruders war er alleiniger Besitzer des großen, ihnen Beiden zugefallenen Vermögens ihres Onkels geworden, da Fernando's ganz unmündiger Sohn keinen Anspruch darauf machen konnte, indem dem Bunde seiner Aeltern die kirchliche Weihe fehlte. Nicht sowohl theilnehmende Empfindung, als der Gedanke, das Kind seines Bruders, das er freilich nicht für seinen Neffen anerkannte, in den Händen von Leuten aus geringerm Stande zu lassen, hatten ihn bewogen, den kleinen Fernando, dessen Mutter bald nach dem traurigen Ende von Ferdinands Tode diesem ins Grab gefolgt war, zu sich zu nehmen, und da bald darauf Josephs persönliche Sicherheit durch die Nachstellungen Lodovico's aufs neue

gefährdet wurde, er nicht hoffen durfte, sich ihnen immer wie bisher so glücklich zu entziehen — so verließ er auf einige Zeit Neapel, gefolgt von seinem jetzt unzertrennlichen Freunde Pandolfo und sandte das Kind, welches noch kein Jahr zurück gelegt hatte, unter der Aufsicht eines Bekannten nach Deutschland, wo dieser sich bald darauf verheirathete und den Kleinen als seinen eigenen Sohn erzog.

Mehrere Zeit hielt sich Joseph im Gebiete des Kirchenstaates auf und setzte hier die in Unteritalien angeknüpften Verbindungen fort. Er hatte den Namen seines verstorbenen Onkels angenommen, der ihm jetzt als dessen alleiniger Erbe zukam, um so mehr, da er nun, nachdem das Band gerissen war, das ihn früher an Giannina knüpfte, sich bereit erklärte, die festgesetzte Bedingung des Erblassers, in Betreff der Vermählung mit der Tochter eines verwandten Hauses, zu erfüllen. Pandolfo lebte stets bei ihm und Josephs finster verschlossenes Gemüth, das von Tage zu Tage deutlicher hervortrat, wurde

durch den Umgang dieses Mannes wo möglich noch mehr getrübt. Wir haben früher schon erzählt, wie Pandolfo, um die Zwecke, denen er gerade diente, mehr verfolgen, sich selbst besser dem beobachtenden Auge der Welt entziehen zu können, die Maske eines Menschen trug, dem es vergönnt wäre, in die tiefsten Geheimnisse der Natur und des Geisterreichs einzudringen. Anfänglich hatte diese Maske, wie es natürlich war, Josephs Neugier erregt, dann, als er mit dem Geheimnißvollen in Neapel sich befand, und durch ihn mit den Verbindungen bekannt ward, in denen jener stand, hatte er den Nutzen derselben eingesehen, ohne jedoch damals schon sonderlichen Trieb in sich zu spüren, sie selbst zu tragen. Erst mehrere Jahre später, als die durch die politischen Begebenheiten erzeugten Reibungen immer heftiger wurden, und immer mehr ans Licht aus ihrem anfänglichen Dunkel traten, kam der Gedanke in ihm auf, daß auch ihm eine solche mystische Verhüllung vor der Welt Nutzen schaffen könnte; ein Ge=

danke, der jedoch dann erst zur wirklichen Ausführung reifte, als die Ereignisse der Tagesbegebenheiten eine bis dahin ungeahnte und von vielen für unmöglich geachtete Wendung nahm, und der große glänzende Besitzstand von Josephs Vermögen merklich sich anfieng zu verringern. Das Betreiben der mancherlei von ihm gefaßten, nie aber durch die Umstände veranlaßt, mit einem glücklichen Erfolg gekrönten, Pläne, die vielerlei Entwürfe zur Ausführung seines Partikularhasses, den er gegen Lodovico, seinen stets erbitterten Gegner hegte, der ihm bei allen seinen Unternehmungen immer als feindliches Prinzip entgegen stand und von dem Mislingen derselben offenbar fast jedesmal die Ursach war, hatten ihm ungeheure Summen gekostet, die Joseph um so unbedenklicher aufopferte, da ihn, dem vermöge seines Characters zur Durchsetzung seines Willens nichts zu kostbar war, am allerwenigsten Geldaufwand etwa abhalten konnte. Dazu kam, daß mehr und mehr er sich abgeneigt fühlte, das im Testament seines On-

fels anbefohlne Eheband zu schliessen, da er in demselben eine Fessel zu entdecken glaubte, die ihm in seinem ferneren Wirkungskreise hinderlich seyn könnte. Er suchte daher auf Pandolfo's Rath, der überhaupt als das böse Prinzip in Josephs Leben betrachtet werden kann, sich auch davon los zu machen, welches abermals einen nicht unbedeutenden Theil seines Habes wegnahm, und so geschah es, daß, als im Fortschritte der Ereignisse der Zeit das Glück der Waffen die Grundsätze, die von Frankreich ausgegangen waren, in Italien, wenigstens für die Gegenwart aufstellte, der reiche, in den mannichfachsten Verbindungen verwickelte, Graf Joseph von Heerfeld sich auf einmal, eben da er wieder bedeutende Zahlungen aus Deutschland erwartete, durch deren Verweigerung von der Höhe des Glanzes herab gestürzt sah, den er bisher behauptet hatte. Dies griff um so schmerzlicher und tiefer in seine Brust, da mit diesem Begegniß zugleich das eben erwähnte politische verbunden war, und Joseph nicht allein die Nachricht empfing,

seine für unerschöpflich geglaubten Hülfsquellen seyen dennoch fast gänzlich erschöpft, sondern auch die, daß die Aussichten, die bisher so lachend ihm vorgeschwebt hatten, in Nebel zerrannen. Er befand sich damals, als diese doppelten Unglückspostenihn erreichten, wieder im untern Theil von Italien, aber allein, denn Pandolfo war nicht mehr. Es hatte dieser Letztere ihn nämlich schon einige Zeit vorher in Rom verlassen, vorgebend eine Reise in den Geschäften des Bundes, dem auch Joseph angehörte, und bald darauf empfing dieser die Nachricht, der schlaue, so lange sein Spiel mit Glück treibende Italiener sey in die Hände seiner längst ihm nachstellenden Feinde gefallen, und von diesen aus dem Weg geschafft worden.

Joseph befand sich jetzt wirklich in einer höchst beengten, für einen Mann wie er, fast verzweiflungsvollen Lage. Das Eindringen der republikanischen Heere hatte den Bund der Männer, zu deren Anzahl er gehörte, aufgelößt; die politische Gegenparthei trat jetzt kühn

hervor und vergalt mit wilder Erbitterung die Kränkungen und Feindseligkeiten, die sie bisher zum Theil hatte erdulden müssen. An ihrer Spitze mit stand Lodovico, und mit dem ganzen Gefühl, das ein schmerzlich aus all seinen Entwürfen herausgerissenes Herz, von Ehrgeiz besessen, empfindet, sah Joseph seinen Feind triumphiren, und für den all die glücklichen und großen Aussichten glänzend sich eröffnen, den er so gern ins Grab gestürzt hätte und der jetzt gewiß nicht zögern würde, ihn zu opfern, wenn es ihm geläng, seiner habhaft zu werden. Den Punct zu erreichen, auf den jetzt Lodovico mit raschen Schritten zueilte, hatte Joseph kein Opfer gespart, und nach allen diesen Opfern, nach allen seinen Bestrebungen, sah er sich nun zurückgeschleudert in eine weitere Entfernung von dem Ziele, dem er nachstrebte, als er sich davon befand, wie er anfing zu handeln. In dieser Zeit wurde er nicht allein zum entschiedentsten Menschenhasser — geachtet und geliebt hatte er sie eigentlich nie — sondern auch zu dem,

als welchen wir ihn im Anfang dieser Geschichte haben kennen lernen, d. h. zu einem Wesen, wie Pandolfo war, nur mit dem Unterschiede, daß er besser noch wie jener, consequent, nicht allein in sich, sondern auch in der Handlungsart, die er von nun an sich vorzeichnete, blieb.

Ein noch immer bedeutender, nur nicht für seine Entwürfe ausreichender Besitzstand war ihm im Vaterlande geblieben; er eilte jetzt dahin zu kommen, und es gelang ihm, glücklich den rings schon um ihn hergestellten Garnen seiner Feinde zu entgehen. Angelangt in Deutschland, blieb er eine Weile in großer Zurückgezogenheit von der Welt, aber nur so lange, als bis er glaubte, daß der erste Sturm, der seine Hoffnungen in Italien zertrümmert hatte, vorüber gegangen war. Dann litt es ihn nicht länger in dem mehr ruhigen, seinen fortwährend rastlosen Entwürfen nicht so wie jenes Land zusagendem Vaterlande, und nachdem er fast sein ganzes übriges Vermögen

auf eine Art angelegt hatte, die ihm die beste schien, um darüber jeden Augenblick und unter allen Umständen schnell verfügen zu können, machte er sich abermals auf den Weg über die Alpen. Vorher hatte er noch den Mann besucht, der seines Bruders Sohn wie einen eigenen erzog und ihm auch seinen Namen mittheilte. Ein kleines, nicht ganz unansehnliches Vermögen war dem Knaben trotz dem schnellen Hintritt seines Vaters zugefallen. Es war dieß das nämlich, was Ferdinand gerade im Baaren und in Kostbarkeiten besaß, als die gedungene Mörderhand ihn ereilte; der Sterbende hatte dieß seiner Fiamette übergeben und so war es auf den Sohn übergegangen. Joseph hatte diesen Besitzstand des kleinen Ferdinands unangetastet gelassen, was machte auch ihm dem damals fürstlich reichen eine solche Summe aus! Er ließ auch jetzt noch den Kleinen in dem Besitz des kleinen Theils seines väterlichen Erbes und erst in der Folge griff er, da der Rest seines eigenen Vermögens noch mehr geschmolzen war, auch dieses

an, wie der Leser bereits früher erfahren hat, denn Fernandos Sohn war — Müller.

Unter dem schon in Deutschland wieder angenommenen Namen Nordberg, trat Joseph jetzt abermals in Italien auf, und da er sich klüglich von allen seinen frühern Verbindungen im untern Theile dieses Landes, die ihm jetzt für den Augenblick zu nichts helfen, sondern nur schaden konnten, entfernt hielt, so entgieng er durch viele Jahre seines Aufenthaltes dort den Augen aller derer, die ihn verfolgten. Unter einer Hülle philosophischer Anspruchlosigkeit und Ruhe verbarg er die noch immer in seiner Brust brennenden Entwürfe des Ehrgeizes und was sonst der Glanz des Reichthums und der Pracht ihm hatte verschaffen müssen, auf die Menge zu imponiren, mußte jetzt ihm ein mysteriöser Schleier ersetzen, den er über all sein Thun warf, ganz nach dem Vorbild Pandolfo's. Mehrfache Verbindungen wurden wieder von ihm geknüpft, keiner aber gab er sich ganz hin. Bald unter diesem, bald unter jenem Namen auftretend,

gelangte er in kurzer Zeit zu einer großen Menge Bekanntschaften mit Menschen, Orten, Thaten und Dingen, die ihn in den Stand setzten, manchmal fast bis ans wunderbar gränzende Aufschlüsse und Entdeckungen schnell zu geben, wodurch denn, wie nicht fehlen konnte, seine Absicht aufs Beste erreicht wurde, die darin bestand, eben so wie Pandolfo einst, den Augen der Menschen als ein fast übermächtiges Wesen zu erscheinen, und so sich den Einfluß zu verschaffen, den er früher auf anderm, weniger verhülltem Wege nicht in dem Maaße hatte erreichen können.

Bei Gelegenheit der Ereignisse auf dem Schlosse Mont-Castello und später in Livorno spielte er eine solche Rolle, und nicht allein seine jetzt gewöhnliche Triebfeder, sich in solchen Beziehungen, wie dort den Menschen zu zeigen, war es diesmal, die ihn bestimmte. Constanzens alter Gemahl war ein Bekannter oder vielmehr im Geheim verbundener von Nordberg; Constanze aber hatte ihn, der ihr so fürchterlich wurde, vorher nie gesehen. Auch

der Chevallier, dem die junge Wittwe nach ihres Gatten beschleunigtem Tode die Hand gab, war von Joseph gekannt und längst als ein ihm widerstrebender gehaßt worden. Es war Joseph gelungen, den Schleier, der das Verbrechen der beiden deckte, zu durchschauen, ob schon, wie bemerkt bereits, weder Constanze noch der Chevallier je den Mann in ihrer Nähe sahen, der diese Gelegenheit auf die erzählte Weise freudig benutzte, theils um seinen Ruf noch mehr zu gründen, theils einen Freund zu rächen, der durch die Hand dieser Beiden fiel.

Nicht der Wille von Berthas Mutter, wie Nordberg später gegen die Tochter vorgab, sondern das Gefühl der gewissermaßen durch ihn nun gänzlich Verwaisten Schutz geben zu müssen, war es, was ihn bewog, des unmündigen Kindes sich anzunehmen. Er übergab sie, wie wir gesehen haben, den Händen frommer Klosterfrauen und zog erst dann sie in die Welt, als er sich entschloß, auf immer das Land zu verlassen, in dem er den größten

Theil seines Lebens in einem rastlosen Streben verbracht hatte, das ihm die Ruhe seiner Tage und das Glück, welches sein Geschick am Beginn seiner Lebensbahn so reichlich ihm gespendet, kostete. Denn zu der Zeit, als er mit Bertha, die ihm unter dem angenommenen Namen Ida Burgstein folgte, ins Vaterland zurückkehrte, und bei der Ueberfahrt über den Costnitzer See mit dem jungen Feldmann zusammentraf — da mußte er sich gestehen, er befinde sich am Abhange seines Lebens viel, viel ärmer in jeder Rücksicht, als beinahe dreißig Jahre vorher, und düsterer, feindlicher gesinnt wie je war sein Gemüth. Die letzte Zeit seines Aufenthalts war seinem Streben, das immer mehr und mehr ein verworrenes wurde, vorzüglich ungünstig gewesen. Der geheimnißvolle Schleier, den er so künstlich um sich geworfen hatte, fing an nach und nach zu schwinden; die Aussichten, die sich ihm wohl zuweilen im Laufe der Zeit eröffneten, zerrannen immer fast eben so schnell wieder als sie entstanden, und manche Jahre

hatte er den Schmerz, zu sehen, wie sein Feind Lodovico, von Glück und Glanz umgeben, über ihn triumphirte. Zwar fing in der letzten Periode seines Lebens in jenem Lande, herbeigeführt durch die gewaltigen Ereignisse der Zeit, auch Lodovico's bisher immer hell leuchtender Glücksstern an unterzugehen, aber — ausser dem augenblicklichen Gefühl der Freude, welches dies nothwendig in Josephs Brust erregte, verschaffte es ihm keinen wesentlichen Vortheil. Die Zeit politischer Partheiung war vorüber, und jenseits der Alpen wie diesseits sehnte man sich nach einer lang entbehrten friedlichen Ruhe und Stille. Eine solche Stimmung konnte aber einem Mann wie Nordberg keine Aussichten mehr gewähren. Zu lange hatte er in einem trüb verworrenen Streben hingebracht, zu sehr war sein Geist an die Reibungen von Factionen gewöhnt, als daß ihm aus der wieder hergestellten Ruhe und Ordnung der Dinge eine besondere Freude hätte hervorgehen können, und da man im Lauf der Jahre seine Absichten, Pläne, Wünsche und Ent-

würfe, trotz dem Nebel, in den er sie geflissentlich hüllte, hatte kennen lernen, so konnte er leicht einsehen, daß sein längeres Verweilen dort ihm am Ende wohl Schaden, aber keinen Nutzen bringen könnte. Er gedachte jetzt im Vaterlande auf eine andere Art sich den Einfluß zu verschaffen und zu versichern, den er früher im Auslande gehabt hatte. Bertha sollte ihm das Mittel dazu seyn. In M... hatte er seit lange mehrfache Verbindung; der alte Graf Falkstein, ihm aus frühern Jahren bekannt, besaß dort großen Einfluß; dessen Sohn, ein junger Mann, den Nordberg noch in Italien kennen lernte, und mit dem er dort in ein ziemlich enges Verhältniß getreten war, schien ihm jetzt derjenige zu seyn, an den er seinen Hoffnungsanker knüpfen konnte. Eine Parthie zwischen diesem und Bertha, die Nordberg jetzt als seine Tochter betrachtete, knüpfte die Familie Falkstein an sein Interesse, und dann — welche Wege wurden ihm nicht dann eröffnet! So dachte Nordberg und schritt ohne Säumen zur Ausführung, die aber, wie wir gesehen haben,

durch allerlei Umstände bisher nicht gelang, wenigstens für den Augenblick gehindert wurde. Um nicht an Berthas Liebe für Theodor Feldmann seinen ganzen Plan scheitern zu sehen, brachte er sie nach dem entfernten Schlosse Steineck, besonders darum mit, um für's Erste wenigstens des ihm in diesem Augenblick sehr lästigen Wächteramtes über sie entlediget zu werden, da die Betreibung seiner Vermögens-Angelegenheiten jetzt ihn sehr in Anspruch nahm, die sich in der möglichst größten Zerrüttung befanden. Er hatte deswegen schon das früher dem Sohne seines Bruders Zugefallene in Anspruch genommen und da niemand ausser ihm — denn Müllers Pflegevater war gestorben — den nahen Grad der Verwandtschaft zwischen Müller und dem, der ihm das Erbe hinterließ, kannte, und jedermann, selbst Müller, nach einem früher von Nordberg angefertigten Testament, glaubte, es rührte von einem entfernten Oheim her, so war es Nordberg leicht, einen Vorwand für ein näheres Recht zu finden.

Jacob Reinhard an den alten Feldmann.

Aus dem vorhergehenden, Freund, wirst Du gesehen haben, wie und welche Bewandniß es mit Nordberg hat, und wie wichtig für uns alle diese Nachrichten waren, zu deren Ergänzung ich Dir nur noch dieses mittheile:

Als Lodovico seines Einflusses und größtentheils auch seiner Macht durch den Umschwung der Dinge beraubt wurde, da zog auch er sich aus dem untern Theile Italiens, seinem Vaterlande, zurück, und schlug seinen Wohnsitz in den Gegenden auf, in denen bis dahin Nordberg gelebt hatte. Hier erfuhr er, daß dieser sich kurz vor seiner Ankunft nach Deutschland auf den Weg gemacht habe, und

der Rachsüchtige glaubte nun endlich nach vielen Jahren den Zeitpunkt gekommen, in dem er seinen Haß befriedigen und die auch von Joseph zu seiner Zeit erfahrnen Nachstellungen vergelten könne. Eine Rotte ihm anhängender, für Geld zu allem fähigen Menschen, eilte auf seinem Befehl dem Reisenden nach. Ihre Hoffnung war, ihn noch in den Gebirgspässen, die Deutschland von Italien trennen, zu erreichen; durch zufällige Umstände aber mißlang dieß und erst auf der letzten Station vor Nordbergs Reiseziel holten sie ihn ein, wo sich denn die Scene zutrug, die Dein Sohn berichtete.

So standen wir denn nun also eigentlich Alle am Ziel und voll Freude darüber schlossen wir uns einer den andern in die Arme. Bald, rief Theodor aus, werde ich meine Bertha wieder sehen, und ich, setzte Müller freudig hinzu, meine Rosamunde. Es zeigte sich aber nur zu bald, daß unsere Freude und unsere Hoffnung zu frühzeitig war, wie es leider so oft im Menschenleben geschieht.

Ich hatte mich den stürmischen Umarmungen der beiden jungen Männer entzogen und war nach der Wohnung Nordbergs geeilt, der, wie man mir gesagt hatte, wieder hier eingetroffen war. Er empfing mich höflich, aber kalt, wie es seine Gewohnheit von je an mit sich brachte. Ich komme, so redete ich ihn an, Herr von Nordberg, mich über einige Verhältnisse mit Ihnen zu besprechen, und hoffe Sie werden — —

Ich werde nichts, fiel er mir hier in die Rede. Ich weiß sehr gut, Herr Reinhard, was Sie zu mir führt, und was Sie vielleicht auf den augenblicklichen Gedanken gebracht hat, daß ich mich Ihren und den Wünschen der jungen Männer, die Sie Ihre Freunde nennen, fügen werde. Sie irren sich aber sehr, wenn Sie auch nur vermuthen konnten, daß die Einhändigung von Papieren, die — eine frühere Periode meines Lebens betreffen, mich bestimmen könnten, anders zu handeln, als mein vorher gefaßter Wille war, und ich

bitte daher über diesen Punkt nichts mehr zu erwähnen.

Ich gestehe Dir, Feldmann, daß ich einen Augenblick doch ein wenig erstarrt über diese Beharrlichkeit eines Mannes da stand, dem daran gelegen seyn mußte, daß seine Vergangenheit nicht allgemein zur Sprache kam, dann wandte ich mich wieder zu ihm und sagte: Sie könnten also wirklich das Glück mehrerer Menschen, das jetzt gewissermaßen in ihrer Hand ruht, und denen Sie als ein freundliches, mildthätiges Wesen erscheinen würden, verweigern?

Das Glück? erwiederte er fragend. Wissen Sie denn so gewiß, daß es auch ein Glück für Sie seyn würde? und — überdem, Herr Reinhard, jedermann ist sich der Nächste, und jeder verfolgt sein Ziel.

Damit machte er eine Verbeugung, als wolle er mir andeuten, zu gehen; ich ließ mich dieß jedoch nicht stören, sondern fuhr fort: Dann werden auch wir, Sie zwingen uns dazu, so denken und handeln müssen.

Thun Sie das, war seine Antwort, ich bin darauf gefaßt.

Müller ist Ihres Bruders Sohn, sprach ich weiter, und daher dessen rechtmäßiger Erbe.

Er sah mich eine Weile lächelnd an, dann sprach er mit scharfem Spott in Ton und Miene: Ueber das Letztere werden die Gesetze entscheiden, und — in keinem Fall wird er ein Mann für Ihre Nichte seyn, da seine Geburt, wenn ich ihn anerkenne, ihn zu höheren Verbindungen berechtigt.

Ich muß Dir aufrichtig gestehen, Feldmann, daß ich in diesem Augenblick an mich zu halten hatte, um mich nicht zu vergessen. Guckte da nicht schon wieder die heillose Larve des Kastengeistes hervor? Mit wenigen Worten deutete ich ihm nur noch an, was ich in diesem Augenblick ihm noch mochte zu sagen haben, dann empfahl ich mich, schlecht erbauet, und doch mit einigem Groll im Herzen, und suchte meine beiden Freunde auf, um ihnen die Hiobspost zu verkünden.

Wir hielten jetzt Rath, was zu thun sey,

aber, wie es gar oft zu geschehen pflegt, ging es auch hier, es wurde nämlich von uns kein Entschluß gefaßt, da alle, die in Vorschlag kamen, uns nachher bei genauerer Prüfung als unstatthaft erschienen, und der Weg, der freilich der kürzeste war, von uns allen ein für allemal verworfen wurde, nämlich, Nordberg durch die Bekanntmachung seiner frühern Lebensumstände ausser Stand zu setzen, uns ferner hinderlich zu seyn, eine Sache, die um so weniger uns hätte mißglücken können, da in dem Lande, wo wir uns jetzt befanden, die Aufdeckung derselben Nordberg großen Schaden verursachen konnte.

Weiß ich doch, wo Bertha weilt, sprach endlich Dein Sohn, was brauch ich mich noch lange um Nordberg zu bekümmern; ich reise nach Steineck, sehe sie, spreche sie, und ehe der Alte es denkt, ist sie als meine Gattin in meiner Heimath, dann kann er thun, was er will.

Ich hatte alle mögliche Mühe, dem jungen Brausekopf dieß Vorhaben auszureden, ob

es aber mir für immer würde gelungen seyn, bezweifle ich sehr, hätte nicht das Geschick selbst ihm einen Schlagbaum vorgeworfen, der für den Augenblick wenigstens ihn von der Ausführung seines Plans abwendig machte. Doch davon in der Folge, jetzt nur noch dieß: Müller, ich nenne ihn noch immer bei diesem Namen, weil er mir und den meinigen unter demselben bekannt und lieb geworden ist, hat mir versprochen, jetzt mich nach Brandheim zu begleiten, wohin ich in wenigen Tagen abgehen werde, da für den Augenblick hier nichts weiter auszurichten ist, und dort man mich zu wünschen scheint.

Bertha von Mont-Castello an die Priorin Agathe.

Hamburg ....

Man hat mich abermals aus dem ruhigen Kreis des ländlichen Stilllebens, in dem ich mir so wohl gefiel, herausgerissen und aufs neue bin ich in den Strudel der lärmenden, bewegten städtischen Welt gestürzt worden. Aus der Ueberschrift dieses Briefes werden Sie sehen, meine theure Agathe, daß jetzt ein noch weiterer Raum wie bisher uns trennt. Ach, möchte das immer seyn! Geschieden ist geschieden, und das Gefühl des Schmerzes bleibt dasselbe, ob funfzig oder hundert Meilen zwischen denen und uns liegen, an denen unser

Herz hängt. Wo die Aussicht ist, nicht zurückkehren zu dürfen, da legen Meilen kein Gewicht in die Waagschale unserer Empfindungen, und gleich einsam findet man sich auf allen Punkten, wo das Geliebte nicht weilt.

Zu Steineck, wo ich bisher war, tröstete mich die schöne romantische Natur, und die Einsamkeit, in der meine Tage dort verflossen, war ein lindernder Balsam mir für alles das, was mir entzogen war, was ich vielleicht nie wieder sehen werde. Ich hatte das alte Schloß, ich hatte die wenigen ungebildeten aber gutmüthigen Menschen, die mich dort umgaben, lieb gewonnen, nichts störte mich da und der Morgen wie der Abend fand mich allein bei meinen Büchern, meinen Blumen oder meiner Laute. Hier ist es jetzt anders. Wie einst in M... umschwirrt mich hier ein geräuschvoller Haufe, und vor Besuchen und Gegenbesuchen, vor Zerstreuungen aller Art komm' ich zu keiner Zerstreuung mehr. Die Menschen nennen das Glück und Freude, sich

in solchen ewigen Wirbeln herumzudrehen; ich will mit keinem über seinen Geschmack rechten, so viel aber weiß ich wohl, daß es mir weder ein Glück noch eine Freude ist, den ganzen Tag kaum eine Stunde zur ruhigen Besinnung kommen zu dürfen.

Sie werden wissen wollen, liebe Agathe, welch ein Schicksal mich nun wieder hieher geführt hat. Es war kein erfreuliches, wie denn, seitdem ich von Ihnen getrennt worden bin, mir fast keines begegnet ist, doch, was sage ich da! Ich will nicht undankbar seyn, und unerkenntlich für das Gute, was mir doch auch begegnet ist. Habe ich ihn nicht in dieser Zeit kennen lernen, der in mein Leben das Morgenroth einer neuen glänzenden Empfindung hervorrief! Ach daß ich nur so bald ihn wieder verlor, daß er so bald mir wieder entschwand, wie ein Lichtstrahl, der, schnell von Wolken wieder verdeckt, auf Augenblicke eine dunkle Gegend erhellt. —

Daß Nordberg, mein Herr — mein Vater kann ich nicht wohl sagen — das Gefühl,

welches ich für Theodor hege, nicht billigt, habe ich Ihnen gemeldet; um mich der Nähe des Mannes zu entziehen, der vielleicht auf den Gedanken gerathen konnte, sich ohne seine Einwilligung ferner um mich zu bewerben, brachte Nordberg mich nach Steineck. Er mochte glauben, hier mich auf immer Theodors Blicken zu entziehen und hoffen, daß die Einsamkeit des Orts mich vielleicht am ersten bewegen würde, den Wünschen, die er in Betreff meiner hegte, mich zu fügen, da ihm vielleicht der Gedanke gekommen war, das unruhige Leben der großen Welt, welches ich kurze Zeit in M... hatte kennen lernen, reize mich hinreichend, um mich wieder darnach zurück zu sehnen. Aber wie wenig kannte er da mein Herz und meine Wünsche, wie wenig kannte er die Empfindungen der Liebe!

Ich weiß nicht, durch welchen Zufall Theodor meinen Aufenthalt mußte erfahren haben, denken Sie sich daher meine Ueberraschung, als eines Tages die Frau des Verwalters, ein gutes braves Weib, die es sich immer recht

angelegen hat seyn lassen, nach ihren besten Kräften meinen oft vorwaltenden Mismuth zu zerstreuen, bei mir eintrat und mit geheimnißvoller Miene mir eröffnete, sie habe mir etwas recht wichtiges zu vertrauen. Lächelnd, denn ich vermuthete nichts weniger, als das, was es war, fragte ich nach ihrem Geheimniß. Ja, sagte sie, Sie müssen mir aber auch versprechen, es wohl zu bewahren und selbst mein Mann — Sie wissen wohl, der gnädige Herr hat es ihm streng untersagt, etwas Ihnen zukommen zu lassen und er könnte leicht —

Aber so sagen Sie mir doch, unterbrach ich hier, ungeduldig über den langen Eingang, die Rednerin, was ist es denn? Die Frau zog nun mit geheimnißvoller Miene einen Brief hervor, sah sich schüchtern in allen Ecken um, als fürchte sie auf einem todeswürdigen Vergehen ertappt zu werden, und überreichte mir das Schreiben, dringend bittend, doch ja recht vorsichtig zu seyn und niemand etwas merken zu lassen. Ich wußte in der That nicht, was ich im Augenblick thun sollte. Das

Benehmen der Frau hatte mich ängstlich gemacht. Was konnte dieser Brief enthalten? Von wem konnte er seyn? Diese Fragen drängten sich mir schnell nach einander auf, und ich zögerte, das Schreiben anzunehmen. So nehmen Sie doch, fuhr die Frau fort, es ist nichts Böses, nur Herr von Nordberg darf es nicht erfahren. Was kann es denn auch seyn, sprach ich zu mir selbst, ist mir doch nicht weniger erlaubt, wie jedem andern Menschen, Briefe zu empfangen; ich nahm ihn, brach ihn auf und — o Agathe! er war von ihm! von Theodor! Ich war also nicht vergessen worden, mein Gefühl hatte mich also nicht betrogen! O meine liebe Agathe, zürnen Sie mir nicht, daß ich meiner Freude so freien Lauf lasse; ich habe nicht gelernt, mich zu verstellen, könnte ich es auch, am wenigsten würde ich es gegen Sie, die ich ja von je an als meine einzige Freundin, als meine Mutter geliebt und geehrt habe. Theodor schrieb mir, wie meine plötzliche Entfernung von M... ihn geschmerzt habe, wie er ver=

gebens bisher Alles angewendet hätte, meinen jetzigen Aufenthalt zu erfahren, wie endlich, nach ewig langem Harren, es ihm gelungen sey, mich zu entdecken, und — doch, was schreib' ich Ihnen Dinge, die Sie nicht interessiren können, ich will dafür lieber Ihnen melden, wie es kam, daß Nordberg dennoch, troz aller angewandten Vorsicht, mein kleines Geheimniß erfuhr, und darum mich aufs neue dem friedlichen Asyle entriß, in dem seit langer Zeit zum erstenmal wieder mein Herz freudiger zu klopfen begann. Theodor hatte mir geschrieben, er würde selbst in meiner Nähe erschienen seyn, wenn er es ohne meine besondere Einwilligung gewagt hätte, so aber —— meine theure Freundin, der junge Mann verlangte, ich sollte sie ihm schreiben, aber ich hütete mich wohl und alles, was ich ihm antwortete, — denn antworten mußte ich ihm ja doch, er schien es so sehnlich zu wünschen — war, daß er sich nur an Nordberg zu wenden habe, und daß ich, ja liebe Agathe, dieß schrieb ich ihm auch, mich freuen würde,

zu hören, daß er und Nordberg freundlicher gegen einander gesinnt würden, als es bisher wohl der Fall gewesen sey.

Diesen Brief gab ich nach mehrtägigem Zögern an die Verwalterin; ich wollte ihn erst gar nicht wegschicken, die Frau aber ließ mir keine Ruhe, sie meinte immer, derjenige, durch den sie den Brief empfangen habe, hätte ihr eine so vortheilhafte Beschreibung von dem fremden Herrn gemacht, der die Güte und Liebe selbst seyn soll, daß es sündlich wäre, ihn nicht einmal einer Antwort zu würdigen; nun weiß aber der Himmel, wie es muß gekommen seyn, daß, nachdem Theodor mir noch einigemal auf demselben Wege geschrieben hatte, doch der Mann meiner alten Bothin einmal etwas davon muß gemerkt und es dann an Nordberg berichtet haben. Ich saß eines Nachmittags ganz allein im Garten und dachte an mein Heimathland, an Sie, liebe Agathe, und wie es so schön wäre, wenn ich einmal dahin zurückkehren könnte, und Theodor dann auch dort wär, da kam die

Verwalterin plötzlich sehr verstört gelaufen und schrie: „Herr Gott, liebes Fräulein, da ist eine fremde Dame angekommen und spricht, sie will Sie mitnehmen, und bringt Nachrichten vom gnädigen Herrn und mein Mann ist erschrecklich böse, denn der gnädige Herr hat ihm geschrieben und scharf bedroht, Sie wissen wohl, wegen den jungen Herrn; du lieber Gott, nun kommt Alles auf mich und mein Mann tobt im Hause herum, wie ein Bär." Ich war erschrocken aufgestanden, ehe ich mir aber noch den Zusammenhang des Ganzen erklären konnte, da kam schon die Frau die Allee herab und mit ihr der Verwalter. Die Fremde überreichte mir ein Schreiben von Nordberg, darin stand mit wenigen trocknen Worten: ich solle ungesäumt der Ueberbringerin folgen, und mir nicht etwa einfallen lassen, an gewisse Menschen Nachricht von meiner Aufenthaltsveränderung zu ertheilen, wenn ich nicht wollte, daß er (Nordberg) an diesen meinen Ungehorsam heimsuchen solle.

Die Fremde war eine Frau von mittlern

Jahren und erstaunend höflich und zuvorkommend, dennoch aber gefiel sie mir gar nicht, und ich weiß nicht, wie es zuging, nie in meinem Leben war mir bisher ein Mensch so zuwider gewesen, wie diese. Sie nannte sich Madame le Brün, und als ich sie fragte, wohin sie mich denn führen wolle, erwiederte sie mir, dieß dürfe sie für den Augenblick mir nicht sagen, doch könne sie mir die Versicherung geben, es würde mir dort gewiß besser gefallen, als hier in dieser Einöde, wo gewiß zehn Meilen in der Runde kein Mensch von gutem Tone wohne. Ach die Frau wußte nicht, wie lieb mir diese Einöde jetzt schon geworden war, und wie wenig ich mich von je an in den Kreisen gefallen habe, die ihr Element zu seyn schienen.

Unsere Abreise wurde sehr schnell betrieben, die Verwalterin half mir beim Einpacken meiner Sachen, und die gute Frau vergoß manche Thräne, daß ihr liebes Fräulein, wie sie mich immer nannte, nun fort sollte. Mir fiel freilich, während die Anstalten zu unserer Reise

getroffen wurden, mehrmal ein, mich dem Druck, unter dem Nordberg mich hielt, durch Nichtfügung in seinem Willen zu widersetzen, aber wenn ich dann wieder bedachte, wie ich hier im fremden Lande so allein stand, wie ich so niemand hatte, bei dem ich Schutz und Hülfe suchen konnte, da wurde es mir wieder schwer ums Herz und ich fuhr fort, seufzend meine Habseligkeiten zu ordnen. Gegen Abend verließen wir Steineck und fuhren nun mehrere Tage in einem fort, bis wir hier anlangten, wo ich bei Madame le Brün im Hause wohne, die übrigens eine ganz gute Frau ist, nur daß sie mich gar nicht aus den Augen läßt, und mich mit einer Sorgfalt bewacht, als fürchte sie, ich käme ihr unter den Händen weg. Sonst sucht sie mir alle mögliche Zerstreuungen zu verschaffen, mehr als ich wünsche, wozu ihr denn ihre ausgebreiteten Familienbekanntschaften hier hinreichend Gelegenheit geben. Mir ist schon einigemal der Gedanke gekommen, als suche man durch diese gehäufte Zerstreuungen meinen Sinn

von dem abzuwenden, was ihn doch immer ausfüllt, und wie ich vermuthe, hat Madame le Brün hierzu den besondern Auftrag von Nordberg empfangen. Das wird ihnen aber alles nichts helfen, denn alle diese Lustpar- thien lassen mich nur um so schmerzlicher füh- len, wie arm und allein ich hier in der volk- reichen Stadt stehe.

Jacob Reinhard an den alten Feldmann.

Brandheim . . . .

Da ich mich dem Vorhaben Deines Theodors widersetzte, nach Steineck zu eilen und dort seine Bertha aufzusuchen, so schlug er einen andern Weg ein und schrieb, ohne mir ein Wort davon zu sagen, mehrmal an sie. Eine Weile ging diese Correspondenz, denn auch Bertha antwortete ihm, einen recht guten Gang, endlich aber war der alte Fuchs, Nordberg, doch dahinter gekommen und hatte das Mädchen von Steineck fortschaffen lassen, der Himmel mag wissen, wohin. Nun kommt Dein Sohn und macht mir die bittersten Vor=

würfe und entblödet sich nicht, mir geradezu Schuld zu geben, ich sey die Ursache, daß er seine Bertha abermals verloren habe, und hätte er seinem, nicht meinem Kopfe gefolgt, so wäre er jetzt bei ihr und glücklich.

Mir war das Ding doch fatal; der junge Mensch hatte so unrecht nicht, ich aber doch auch nicht; denn sieh', Alter, mit den Gewaltstreichen ist es nichts und ich denke immer, so lange noch irgend ein anderer Weg offen bleibt, ist es besser, man versucht den, als daß man mit der Thür gerade ins Haus rennt, und das hätte Theodor gewiß gethan, denn Geduld gehört gerade nicht, wie Du selbst weißt, zu seinen Haupttugenden, und Nordberg ist ein Mann, mit dem man vorsichtig auftreten muß. Menschen, wie er, sind und bleiben immer gefährlich, und wenn man sie am sichersten zu haben glaubt, entschlüpfen sie einem am leichtesten.

Für den Augenblick wußte ich doch wirklich keinen Rath. Noch einen Versuch auf Nordbergs Herz zu machen, oder auch nur auf

seinen Ehrgeiz, wär' vergeblich gewesen und hätte dem alten Sünder nur die Freude gewährt, uns wieder leer abziehen zu lassen; damit also war's nichts, und da ich ohnedem auf dem Punkt stand, mit Müller nach Brandheim zu gehen, welches auch nicht gut länger aufgeschoben werden konnte, so blieb mir nichts übrig, als Deinem Theodor vorzuschlagen, mir dahin für's Erste zu folgen, wo wir dann die Sache des weitern überlegen wollten. Kannst Du glauben, Feldmann, daß ich ziemlich viel Mühe hatte, den Ungeduldigen zur Annahme dieses Vorschlags zu bewegen und fast hätte mich sein Weigern böse gemacht. Als wenn bei mir in Brandheim es nicht anmuthig wäre! Aber warte, junger Patron, das soll dir gelegentlich wohl vergolten werden. Ein kleiner Umweg von einigen Meilen konnte uns auf dieser Reise über Steineck führen und ich beschloß diesen zu machen, sagte aber an Theodor nichts davon. Als wir in die Nähe des alten Ritterschlosses kamen, richtete ich es so ein, daß wir in einem benach-

barten Städtchen die Nacht blieben, und während Theodor und Müller sich damit beschäftigten, die Merkwürdigkeiten der umliegenden, vortrefflich schönen Gegend zu besehen, schlich ich mich davon und fuhr nach dem noch eine Stunde entfernten Steineck. Das Glück wollte mir diesmal recht wohl, der Verwalter, ein dem Interesse Nordbergs ganz ergebner Mann, war nicht zu Hause, wohl aber seine Frau, ein gutmüthiges, geschwätziges Geschöpf. Du kannst Dir denken, daß ich meinen Namen hier nicht nannte und der nöthige Vorwand, um Aufnahme und Nachtquartier hier zu erhalten, war bald gefunden; eben so bald hatte ich mir das Vertrauen des Weibes erworben, und ehe noch ein Paar Stunden vergangen waren, wußte ich von Berthas dortigem Leben alles, was ich nur wünschen konnte. Der Hauptpunkt aber, wo sie jetzt hingekommen sey, blieb mir im Dunkel, und was ich erfahren konnte, war, daß eine fremde Dame auf Nordbergs Befehl sie abgeholt hätte, und daß diese Fremde le Brün hieß.

Am frühen Morgen verließ ich Steineck wieder und suchte meine Reisegesellschafter auf, die über mein plötzliches Verschwinden in der größten Unruhe geschwebt hatten. Als ich Deinem Sohn den Ort nannte, wo ich gewesen war, und ihm die empfangenen Nachrichten mittheilte, da hättest Du sehen sollen, Feldmann, wie dankbar er mich an seine Brust schloß und mich hundertmal seinen besten, theuersten Freund, seinen Vater und Gott weiß was noch alles nannte; ich aber dachte dabei: es ist mit Verliebten ein närrisch Ding und sie sind und bleiben Kinder.

In Brandheim übrigens, lieber Feldmann, ist jetzt ein gar verworrenes, ich möchte fast sagen, betrübtes Seyn, und ich kann Dir wohl gestehen, es ging mir mit meinen Erwartungen von dort dießmal recht schlecht. Ich hatte gedacht, eine rechte Freude anzurichten, wenn ich so mit meinen beiden Gesellschaftern ankäme, ein Triumphzug glaubte ich würde es seyn, aber

lieber Gott, es kam mir fast vor, als wenn's ein Trauerzug wäre. Du glaubst gar nicht, Alter, wie mich das schmerzt, und wenn ich nur erst wüßte, warum es so ist, aber so —

Ich hatte einige Tage vorher, ehe ich einzutreffen gedachte, einen Brief vorausgeschickt, denn sieh', Feldmann, ich glaubte, die Freude könnte schädlich seyn, wenn sie zu überraschend käm; es ist damit gerade wie mit dem Schmerz, der Mensch erschrickt so leicht, wenn einer dieser beiden Gäste unversehens anklopft, aber ich hätte das nicht nöthig gehabt. Als wir vorfuhren, da dachte ich, würden ein Paar helle freundliche Augen vor allen andern uns entgegen blitzen, und diese Augen würden meinem Nichtchen gehören, doch wie gesagt, damit war's nichts, und gleich der Eintritt ins Haus schlug alle meine Freude nieder, wie ein Sturmwind die Blüthen. Mein Bruder stand unter der Thür, das war mir nun freilich auch eine liebe Erscheinung, aber er stand allein und sein Gesicht sah nichts weniger, als wie nach Sonnenschein aus. Ich

bitte Dich, Franz, rief ich noch im Wagen sitzend, ihm zu, es ist doch hier alles wohl und gesund? O ja, Bruder Jacob, war seine gedehnte Antwort, aber steig nur heraus, das wird sich alles finden. Was soll sich finden? rief ich, mir fing die Galle schon an überzulaufen. Du kennst mich, Feldmann, daß bei solchen Gelegenheiten, wenn eine Freude, auf die ich so recht mit Gewißheit gehofft hatte, mir zu Wasser wird, dann einen Augenblick der Zorn mich überläuft. Was soll sich finden? rief ich noch einmal, ich steige nicht eher aus dem Wagen, Franz, und sollte ich hier sitzen bis am jüngsten Tag, Du mußt mir vorher sagen, was es ist. Da sah Franz mich fast sehr wehmüthig an, dann hob er die Augen empor und sprach: sie ist fort! Fort, rief ich, und das Wort blieb mir fast im Munde stecken, Bruder Franz, Du mußt nicht solchen Scherz treiben. Ich treibe keinen Scherz, war seine Antwort, aber Gott weiß es, Du bist auch ein wenig mit daran Schuld. Ich, rief ich aus, nun so wollt'

ich doch — — Sieh', Feldmann, ich hätte beinahe mit einem argen Fluch, den ein guter Christenmensch nie aussprechen sollte, weil es wohl zuweilen kommt, daß das Wort, wie man zu sagen pflegt, nicht auf die Erde fällt, das Haus meines Bruders betreten, denn schon war ich aus dem Wagen heraus, meine Begleiter mit, die, wie ich erschrocken über das Vernommene, nicht wußten, was sie denken sollten. Unter der Stubenthür stand meine Schwägerin und hielt sich das Tuch vor die Augen. Das war ein herrlicher Empfang, Feldmann, ich hätte mögen aus der Haut fahren. Bruder Jacob, fing der Schulmeister an, ich will Dir alles erzählen, aber schilt mir nur nicht zu sehr, denn siehst Du, die da, hier zeigte er auf seine Frau, und ich und Du auch, Bruder Jacob, sind doch alle zusammen einmal wieder mit unserer Klugheit zu Schanden geworden, ob schon, ich darf es wohl sagen, mir der kleinste Theil von dem Irrsal gehört, worüber wir jetzt hier einander verblüft ansehen. So erzähle nur, unterbrach ich ihn, und warf mich in den

alten Großvaterstuhl am Kamin. Ja, erzählen Sie, stöhnte Müller, der bis dahin fast einer leblosen Statue gleich da gestanden hatte. Die Sache, sprach Franz, ist in wenig Worten dargestellt. Du weißt, Jacob, wie das Mädchen sich mit ganzem Herzen an den fremden Herrn, der voriges Jahr dort auf dem Gute wohnte, angehangen hat, nun, er ging fort, und da er nichts von sich hören ließ, und wer weiß, wo er jetzt ist — Aber, Franz, unterbrach ich hier meinen Bruder, hast Du denn keine Augen mehr, kennst Du Herr Müllern nicht mehr? Er steht ja vor Dir. Mein Bruder sahe sich hier erst um und schien jetzt erst meinen Reisegesellschafter zu erkennen. Es ist ja wahr, Herr Müller, sprach er, verzeihen Sie, mein alter Kopf ist seit einigen Tagen so voll, daß ich selbst manchmal nicht weiß, wo ich bin. Nun, sehen Sie, hier wandte er sich an uns beide, da sogar keine Nachricht kam und Du auch nicht schriebst, Jacob, da mochte das Mädchen denken, es sey alles vorbei und alle Hoffnung verloren,

und Du weißt es ja wohl selbst, Bruder, wie es dann mit dem Menschen ist, und daß dann es ihm so geht, wie den Blumen und Gewächsen, wenn der Thau des Himmels fehlt; da welken sie denn hin, und man kann fast die Stunde vorher sagen, wenn sie vergehen werden. Sabine unterbrach hier mit Weinen und Schluchzen ihren Mann, und fing an, sich selbst anzuklagen. Hast recht, Sabine, und doch auch wieder nicht, sprach Franz, hättest freilich sollen eher bedenken, nun aber — — ich bitte Dich ums Himmels willen, Bruder, rief ich hier aus, willst Du uns denn mit Gewalt auf die Folterbank schmieden, Du siehst ja, wie wir alle — Ich sah bei diesen Worten nach Müller hin, der aber stand fast wie leblos am Fenster und ein Fremder hätte glauben können, er mache einen gleichgültigen Zuschauer, mir aber war der Kampf in seinem Innern sichtbar, und ich sahe die Anstrengung, die es ihm kostete, sich fest zu erhalten.

Franz fuhr fort: meine Frau, Du erin=

nerst Dich wohl noch des Plänchens, was sie ehemals hatte, mit dem Pachterssohn, nun, die glaubte jetzt, die Zeit wäre gekommen, wo es sich am besten durchsetzen ließ, und da wurde denn vom Morgen bis zum Abend von nichts anderm mehr gesprochen, als davon, ich mochte sagen, was ich wollte und den Kopf schütteln noch so sehr.

Sabine war bei dieser Rede herausgegangen, das war mir lieb und auch Franz schien es gern zu sehen, denn nun konnten wir noch offner darüber sprechen. Eine Zeit lang hatte Rosamunde mit größerer Kraft, als ich ihr je zugetraut hätte, so fuhr mein Bruder fort, den Schmerz in sich verschlossen, als aber das Gerede der Mutter immer dringender wurde und die Verwandten des jungen Menschen fast täglich herkamen und zwischen ihnen und Sabinen die Sache wegen der Verheirathung ganz in Richtigkeit gebracht war und man nun anfing, Anstalten dazu zu machen, da vermochte das Mädchen sich nicht länger zu halten und wie ich einst des Abends nach dem Kirchhofe

zugehe, um dort vom Thurm herab das Zeichen mit der Glocke für die Arbeiter im Felde zu geben, da kam sie mir nach und fiel weinend an meine Brust, indem sie erklärte, sie könne hier nicht länger bleiben. Ich darf Dir wohl nicht erst sagen, Jacob, wie mir dabei zu Muthe wurde; die Tochter kann in des Vaters Haus nicht länger mehr bleiben! Das ist ein schrecklicher Gedanke. Mir war von alle dem bis dahin wenig bekannt geworden, da ich, in meiner gewöhnlichen Lebensweise verharrend, mich um das, was im Hause unter den Frauensleuten vorgeht, nicht sonderlich zu bekümmern pflege. Ich dachte, sie wolle nur darum fort, um der verhaßten Verbindung mit dem jungen Menschen zu entgehen, und da hätte es denn nun weiter nicht viel zu sagen gehabt, aber das war es nicht alles: Hier, meinte sie, erinnere sie alles an die vergangene Zeit, und wenn auch, wie ich ihr natürlich versprach, jener Plan ihrer Mutter gleich aufgegeben werden sollte, so meinte sie doch, könne sie hier jetzt nicht mehr zur

Ruhe kommen, und nun fiel sie mir wieder um den Hals und bat und beschwor mich so lange, bis ich ihr versprach einzuwilligen, eine Zeit lang, nur ein Jahr meinte sie, anderswo leben zu dürfen, gleichviel wo. In meinem Leben war mir das Abendlauten nicht so sauer geworden, wie diesen Tag; sonst kam es mir immer vor, als wenn ich mit jedem Schlag der Glocke ein Wort der Ruhe zu Andern und auch zu mir sprach; den Abend tönte es mir wie Sterbelaut, und mit tief betrübtem Herzen kehrte ich mit meinem Kinde an der Hand nach dem Hause zurück. Noch hoffte ich, wenn nur erst, was denn auch gleich geschah, der Handel mit dem Pächterssohn aufgesagt sey, würde Rosamunde sich beruhigen, und die Idee, uns zu verlassen, aufgeben, aber es schien, als wenn das Schicksal selbst es so beschlossen hätte, daß sie fort sollte, denn, wenige Tage darauf, wir hatten wieder ein Paar Posttage vergebens auf Nachrichten von Dir, Jacob, gewartet, fügte es sich, daß ein Paar fremde Damen hier durch reisten und

durch einen Zufall veranlaßt, sich eine Nacht hier aufhalten mußten. Sie hatten ihr Nachtquartier bei mir genommen und da war denn meine Rosamunde mit der jüngern davon gleich sehr zuständig gewesen. Denke Dir meinen Schreck, Jacob, als das Mädchen nun zu mir kam und mich an mein ihr gegebenes Versprechen erinnerte. Sie war mit den Fremden, die auch ihrer Seits ein großes Gefallen an Rosamunden zu finden schienen, einig geworden, mitzugehen, und ich mochte mich streiben, wie ich wollte, es half nichts, ich mußte am Ende meine Einwilligung geben, und ich gestehe Dir, Bruder, da ich mir die Sache recht überlegte, gab ich sie fast gern, denn hier wäre sie mir ganz vergangen. Die Fremden blieben, da sie hörten, daß ihr Wunsch und der Wunsch meiner Tochter von mir zuletzt bewilligt wurde, noch ein Paar Tage hier, und dann fuhr Rosamunde mit ihnen fort, auf ein Jahr nur, so lange hatte ich ihr müssen meine Einwilligung geben; dann, sagte sie, kehre ich zurück, wills Gott, leich-

ter ums Herz und fröhlicher wie jetzt. Nun sind sie acht Tage fort, aber ich versichre Dich, Jacob, mir ist diese kurze Zeit schon zur Ewigkeit geworden, und ich möchte gern selbst fort, wenn ich nur könnte, so öde und einsam ist jetzt alles rund um mich her.

Da saßen wir nun, Feldmann und all die schönen Hoffnungen, die ich mir von diesem Augenblick gemacht hatte, waren zu Wasser geworden, und was das Schlimmste war, ich mußte mir selbst den Vorwurf machen und gestehen, daß mein Bruder gewissermaßen Recht hat, indem er mir einen Theil der Schuld davon aufbürdete, denn ich hatte freilich in langer Zeit nichts von mir hören lassen, und zwar mit Willen, weil ich hoffte und glaubte, recht zu überraschen. Was Müller betraf, so bekam ich noch dazu mit diesem nun auch noch einen harten Stand, denn er schien nicht übel Lust zu haben, mich jetzt allein für den Verlust seiner Rosamunde anzusehen, und es hätte Noth gethan, wir hätten uns sogleich wieder auf den Weg gemacht,

um ihr nachzuziehen. Mit vieler Mühe beredete ich ihn, nur so lange zu warten, bis Briefe von ihr, die gewiß nicht lange ausbleiben würden, anlangten, und so sind wir denn hier in Erwartung derselben zusammen, aber leider nicht in der fröhlich heitern Stimmung, die wir hier zu finden hoften.

Die augenblickliche, in M... erfolgte Störung von Nordbergs Plan hatte diesen nicht vermocht, ihn ganz fahren zu lassen, und schien gleich der alte Graf Falkstein jetzt weniger wie erst auf die Idee einer Verbindung seines Sohnes mit Bertha eingehen zu wollen, so gedachte er doch, indem er sich enger und enger an Letzteren anschloß, sie endlich zu verwirklichen, und ließ deswegen kein Mittel unversucht, welches er zweckdienlich glaubte. Der junge Graf, der damals durch den ernsten Willen seines Vaters abgehalten worden war, sich mit Theodor zu messen, war zu sehr von Nordberg eingenommen, zu sehr gleichsam von dessen Banden umstrickt, als daß es diesem nicht hätte gelingen sollen, ihn

fortdauernd für sein Interesse zu gewinnen, und sonder Zweifel würde Bertha, die sich dermalen, wie wir wissen, in Hamburg befand, noch einen schweren Kampf zu bestehen gehabt haben, wenn nicht durch das Erscheinen einer andern Person die Sache plötzlich eine für Nordberg unerwartete Wendung genommen hätte.

Der Leser dieser Geschichte wird sich noch erinnern, wie bereits im ersten Theile erwähnt worden ist, daß zu der Zeit, als der Hauptmann Feldmann in Italien die Bekanntschaft von Jacob Reinhard machte, der Zweck seiner Reise damals war, einen Jugendfreund aufzusuchen, der gleichfalls in jenem Lande eine geraume Zeit sich aufhielt, und dann gewissermaßen vor den Augen der Welt entschwand, ohne daß man bis daher erfahren konnte, wo er Ende genommen habe, denn auch Feldmanns Reise wurde zu jener Zeit nicht mit dem erwünschten glücklichen Erfolge gekrönt. Dieser Jugendfreund Feldmanns, der jüngere Sohn einer im Litorale heimischen, alten, mit

Glücksgütern aber nicht sonderlich ausgestatteten Familie, den wir hier mit seinem Vornamen „Alfonso" benennen wollen — erschien jetzt plötzlich in M... und stellte über Nordberg, den er nicht weiter persönlich zu kennen schien, und dessen bei sich habende Pflegetochter, die genauesten Erkundigungen an, und als er diese in so weit eingezogen hatte, als für den Augenblick ihm nöthig war, da zeigte er bei dem alten Graf Falkstein an, wie Bertha von Mont-Castello die Tochter seiner Schwester sey, und wie er daher auf dieselbe, als ihr natürlicher Beschützer, das nächste Recht habe. Die Sache machte, indem dadurch Nordberg gewissermaßen für den Augenblick in einem sehr zweideutigen Licht den Augen der Welt dargestellt wurde, einiges Aufsehen, um so mehr, da Nordberg kurz vorher erst noch überall und besonders gegen den alten Graf Falkstein, sich als den einzigen lebenden Verwandten eines Mädchens ausgegeben, die durch ihre Liebenswürdigkeit sich den Antheil aller, die sie hatten kennen lernen, erworben

hatte. Nordberg war zu der Zeit, als Alfonso in M... auftrat, gerade abwesend, und erfuhr erst das Daseyn eines ihm auf jeden Fall unerwünscht kommenden Menschen, als er dahin zurückkehrte. Man denke sich sein Erstaunen bei dieser Nachricht. Gerade jetzt glaubte er mehr wie je sich dem Ziel seiner dermaligen Bestrebungen genähert zu haben und gerade jetzt sah er sich durch die so gänzlich ungeahnte Dazwischenkunft eines Mannes, dessen Existenz ihm bis dahin völlig unbekannt war, sich auf einmal wieder weiter denn je davon entfernt. Durch jedes ihm zu Gebot stehende Mittel suchte er das Verlangen Alfonsos zu hintertreiben, aber vergebens! Zu sichere Beweise, die die Wahrheit seiner Angaben bestätigten, konnte Constanzens Bruder darlegen und Nordbergs Einwendungen dienten nur dazu, mehr und mehr ein Licht über ihn und seine Verhältnisse zu verbreiten. Er sah sich gezwungen, nachzugeben und mit diesem Nachgeben zugleich alle die Pläne fahren zu lassen, die er auf Bertha und eine Ver-

bindung mit dem jungen Falkstein gebaut hatte.

Während dieß aber in M... vorging und dort über Bertha gestritten wurde, entschied sich ihr und Rosamundens Geschick — die jetzt ihre Freundin, Vertraute, ja Schwester war, an einem andern Ort und ehe noch die Kunde von dem Erscheinen Alfonsos in M... bei Constanzens Tochter anlangte, nahte sich den beiden Mädchen bereits der Augenblick, der ihre Zukunft bestimmte. Der nachfolgende Brief des alten Jacob an seinen Freund Feldmann wird zeigen, wie es alles sich fügte und mit ihm zugleich nimmt der Erzähler dieser Geschichte für dießmal von seinen freundlichen Lesern Abschied, den Wunsch hier nur noch aussprechend: daß es ihm möchte gelungen seyn, durch den Vortrag derselben einige Stunden ihnen leicht zu vertreiben und daß — wenn er wieder zu ihnen spricht, der Kreis seiner Freunde sich nicht möge verringert haben.

Jacob Reinhard an den alten Feldmann.

Berlin . . . .

Erinnerst Du Dich noch, alter Knabe, wie wir zusammen, Hand in Hand geschlagen, an dem Hafen von Livorno standen und mir, dem Befreiten, durch Dich Befreiten, zum Erstenmal wieder das große, schöne, freie Meer entgegen schien? Erinnerst Du Dich dieses Augenblicks noch? Ich sprang hoch auf für Freude, für Entzücken — das schöne, das einzige Gefühl der Rettung zog da triumphirend in meine Brust; ich athmete wieder frei! Die Welt schien mir nicht weit genug für meine Empfindungen und überwältigt davon sank ich an Dein Herz — — Jetzt, Feldmann, stehe ich wieder so da, wie einst am Hafenrand zu Li=

vorno, trunken, selig trunken, denn vor mir aus breitet sich, wie damals, ein Meer! o Freund! ein schöneres, reineres Meer, als jenes, das Meer theilnehmender Freude, erfüllter Wünsche und nur Du fehlst mir jetzt, daß ich auch an Deine Brust sinke, wie ich an die der mich umgebenden Glücklichen sinke — aber Geduld, das soll auch noch kommen! Ehe Du es Dir versiehst, bin ich bei Dir und ich nicht allein, ein ganzer Kreis froher, glücklich gewordener Menschen mit mir. Dann will ich wieder aufjubeln, wie damals und ein schönes, neues, reines Leben der Freundschaft und der Liebe, soll uns beiden Alten, in erneuter, jugendlicher Gestalt, aufgehen.

Doch, ich schwärme, Feldmann, und will Dir erzählen. Vergieb mir dieß, Freund, Du weißt, das junge, warme Herz rennt mir noch immer, trotz dem Schnee der Jahre, der das Haupt schon bleicht, so leicht davon. O, es ist doch besser, als wenn es immer und immer nur den monotonen, todten Schlag des Pendels schlägt.

Mein letzter Brief meldete Dir meine und meiner Begleiter Ankunft in Brandheim. Das war ein trüber Augenblick, aber Dank auch dafür dem Geschick. Solche Augenblicke sind die Schatten im Lebensgemälde, in dem großen, bewegten, die dazu dienen, sein Licht hervorzuheben. — Ehre sey dem Schmerz, er macht die Menschen gut und fromm und möge keiner es je vergessen: auf jede Nacht folgt ein Tag und immer, selbst durch alle Dissonanzen, tönt fort und fort der reine Grundton der ewigen Liebe und Güte.

Um Dir alles recht aus einander zu setzen, muß ich aber ein wenig mit meiner Erzählung zurückgehen.

Vom Schloß Steineck hatte Nordberg Bertha wegbringen lassen, aus Ursachen, die Dir bereits bekannt sind; das Wohin? aber blieb uns allen dunkel, wir mochten uns auch so viel Mühe geben und so viel Erkundigungen einziehen, als wir wollten. Der Name der Frau, in deren Hände Bertha gegeben worden, war und blieb alles, was wir wußten. Ich that,

was ich vermochte, um Nachrichten zu verschaffen; ich schrieb hier hin und dort hin, alles vergebens! Schon begann mir der Muth zu sinken und wenn ich so Deinen Theodor ansah und sah wie Schmerz und Sehnsucht in seiner Brust wogten — — Alter! es war eine trübe Periode, in der ich manchmal all' meine Kraft zusammen nehmen mußte, um mich selbst nur, äußerlich wenigstens, aufrecht zu erhalten, denn innerlich — da war es leider! in manchen Stunden schlimm genug mit mir bestellt. Trüb' und nachdenkend schlich mein Bruder im Hause herum — noch waren keine Briefe von Rosamunde eingelaufen — und seine Frau und Müller harmonirten nicht wenig mit dieser Stimmung und nun vollends Dein Sohn — Nein Feldmann! es war Zeit, daß der Himmel sich in's Mittel schlug, ich hätt' es nicht länger ertragen können, diese trüben, düsteren Blicke zu sehen.

Wir saßen eines Abends zusammen, jeder vor sich, jeder, möchte ich sagen, in einem Winkel, ich allein ging das Zimmer auf und

ab und machte Versuche über Versuche, ein leidliches Gespräch zu unterhalten: da trat der Postbothe aus dem nächsten Städtchen herein und sein Erscheinen wurde uns allen das eines Engels. Er brachte mir einen Brief von einem Freunde aus Hamburg, an den ich mich, um Nachrichten zu erhalten, gewendet hatte. Der Inhalt war kürzlich dieser: „Eine Madame le Brün hat seit ohngefähr Jahr und Tag bei uns in Hamburg gewohnt. Sie soll eine achtungswerthe und liebenswürdige Frau seyn. Vor einiger Zeit machte sie eine Reise und brachte bei ihrer Zurückkehr eine junge Fremde mit, deren gewinnende Anmuth die männliche junge Welt unserer Stadt nicht wenig in Bewegung setzte. An allen Orten hörte man nur das Lob der schönen, übrigens, sogar bis auf den Namen, völlig unbekannten Fremden. Ganz kürzlich ist indeß dieser Stern von unserm Horizont wieder verschwunden; Madame le Brün nehmlich ist mit ihrer holden Schützlingin abermals abgereist und niemand weiß mit Gewißheit wohin, noch ob sie je wiederkehren werden. Einige meinen

indeß, sie hätten, ihren Aeußerungen nach — sich nach Berlin gewendet." So weit mein Freund. Du kannst denken, Feldmann — ich las den Brief vor — wie sie alle, besonders Dein Sohn, aufhorchten. Die schönsten Hoffnungen fingen auf einmal wieder an in seiner und — auch in meiner Brust, aufzugehen und waren wir gleich eigentlich noch um wenig gebessert in Hinsicht der Gewißheit ihres jetzigen Aufenthaltes, so kam doch wieder neues Leben in uns und die trübe, zagende Abspannung wich, in der wir uns bis daher befunden hatten. Das schlimmste bei der Sache aber war dieß, daß der Brief bereits mehrere Monate alt war und sich, der Himmel weiß wo alles herumgetrieben hatte, ehe ich ihn empfing. Daß in dieser Zeit abermals viel, selbst wenn sie wirklich nach Berlin gegangen waren, sich wieder konnte geändert haben, war freilich eine Sache, die uns ziemlich schwer aufs Herz fiel, nachdem wir begannen unsere Pläne zu ordnen.

Daß Theodor, so wie ich, mit dem Entschluß nicht zögerten, uns auf den Weg nach der genannten Stadt zu machen, kannst Du Dir denken, bald aber fanden sich noch zwei Gefährten zu der vorhabenden Reise, die Dein Sohn, wenigstens im Gefühl der aufgehenden Hoffnungen, fast vergessen hätte. Nach Berlin hatten ja auch die beiden Fremden reisen wollen, die Rosamunden mitgenommen hatten, was war natürlicher, als daß auch Müller mitzugehen sich erklärte. Aber dieser nicht allein, auch mein Bruder, mein alter Bruder, der nie in seinem Leben weiter als einige Meilen im Umkreis gekommen war und seit länger als zwanzig Jahren sein Dörfchen nicht verlassen hatte, eröffnete uns, daß er sich an uns anschließen würde. Ihm ließ die Sehnsucht nach seinem Kinde keine Ruhe länger und wahrhaft rührend war es mir, die rege, lebendige Geschäftigkeit zu sehen, mit welcher der fast schon silberhaarige Mann die Anstalten zu einer Reise betrieb, die für ihn

und in seinen Augen eine höchst bedeutend große war.

Ich erzähle Dir nichts von den Begegnissen unserer Reise, die wir wenige Tage nach Empfang des erwähnten Briefes antraten. Voll Hoffnung und Furcht, voll Zuversicht und Zweifel, unter den mannichfachsten und abwechselndsten Gefühlen ward sie zurückgelegt, und fast ehe wir es uns versahen, umfingen uns die Mauern der schönen, lebhaften Königsstadt.

Es war Abend geworden, ehe wir ankamen; kaum konnte ich die Ungeduld meiner Reisegefährten bis zum nächsten Morgen zügeln.

Ich ging gleich früh einige alte Bekannte, auf deren thätigen Beistand ich in jeder Hinsicht zählen konnte, aufzusuchen, um mir wo möglich Kunde von den Personen zu verschaffen, um derentwillen wir uns da befanden. Anfangs wollte es mir durchaus mit meinen Nachforschungen nicht gelingen, bald aber gings besser und ehe noch der Nachmittag herankam,

lag — Rosamunde in meinen Arm und Bertha reichte mir, voll Vertrauen und Freundlichkeit, wie einem alten Freunde, die schöne Hand.

Nun ging es an ein Erzählen und jeder wollte reden; Du kannst Dir denken, Feldmann, wie oft und vielmal da gefragt und wieder gefragt wurde, und wie keiner des Andern Antwort gehörig abwartete. Endlich kam auch die le Brün; — ich hatte die Mädchen allein getroffen — nun ging es doch ein wenig mehr an ein genaueres Erörtern und ich fing an, im Stillen dem Himmel zu danken, als nach und nach im Gespräch sich mir die Beruhigung enthüllte, daß die le Brün nicht allein eine Frau von Welt und Ton, sondern auch von Herz und Gemüth war. Ich erzähle Dir nur kurz wieder, was da durch manche Frage und Gegenfrage mir klar ward.

Nicht lange hatte Bertha mit ihrer neuen Schützerin, die ihr durch Nordberg geworden und die die Wittwe eines seiner einst eng ver=

bundenen Freunde war, in Hamburg gelebt, da nöthigten einige Familienangelegenheiten diese zu einer Reise nach Berlin, und Nordberg, an den die le Brün dieß schrieb, bewilligte oder verlangte vielmehr, daß Bertha ihr folgen solle, was diese um so lieber that, da sie in der Frau nicht eine lästige, verhaßte Gesellschafterin, wie sie anfangs gefürchtet hatte, sondern eine theilnehmende Freundin fand, die mit mütterlicher Sorgfalt sich an sie schloß. Auf dieser Reise nach Berlin war es, wo die beiden Frauenzimmer durch Brandheim kamen und bei meinem Bruder übernachtend, Rosamunden kennen lernten und sie, da schnell ein Liebes- und Freundschaftsband sich zwischen den beiden Mädchen knüpfte, mitnahmen. Daß wir nicht früher wußten, daß es diese beiden gerade waren, mit denen mein Nichtchen von dannen gezogen war, lag daran, daß die le Brün auf dieser Reise, aus Ursachen, die mir unbekannt geblieben sind, sich statt ihres Mannes Namen den ihrer Fa-

milie bedient hatte, und daß sie damals selbst noch nicht mit Bestimmtheit angeben konnte, ob sie in Berlin bleiben oder wieder nach Hamburg zurückkehren würde.

Ich darf Dir wohl nicht erst sagen, Alter, daß ich, nachdem der erste Wirbel der Freude sich ein wenig beruhigt und ich mein Nichtchen über ihre Saumseligkeit tüchtig ausgescholten hatte, vermöge welcher sie so lange gezögert, Nachricht von sich zu ertheilen, worüber sie sich jedoch sattsam und nicht grundlos entschuldigte — das Gespräch auf meine Begleiter lenkte und beide Mädchen sowohl, wie ihre jetzige Schützerin auf das anfing vorzubereiten, was sich nun begeben sollte. Ich hätte Dir gewünscht, Feldmann, Du wärst in diesem Augenblick bei uns gewesen. Freude, Hoffnung, Erstaunen, Verlegenheit wechselten in den schnellsten Zügen auf den beiden lieblichen Mädchengesichtern. Hast Du je beobachtet, wie junge Blumen vor dem Licht der aufgehenden Sonne

sich erschließen? Alter! ich sah es jetzt! Zwei Herzen öffneten sich der seligsten, der reinsten Freude. —

Jetzt eilte ich in unser Absteigequartier zurück und ohne mich gegen die meiner mit Ungeduld Harrenden hier in eine weitläuftige Auseinandersetzung einzulassen, führte ich sie dem Hause zu, wo ihnen allen ein Himmel sich erschließen sollte.

Erlaß es mir, Dir diese Scene des Wiedersehens, des Wiederfindens zu schildern. Es giebt Augenblicke im Leben, lichte wie dunkle, die schildert kein Griffel, kein Pinsel und das Wort bleibt nur ein todter Nachhall. —

Schöne, selige, sonnige vierzehn Tage verrannen, rein und ungetrübt, im heiteren Genuß der glücklichen Gegenwart, vor deren Glanz Vergangenheit und Zukunft schwand und jede mahnende Bedenklichkeit, da kam ein Brief von M . . . an Bertha und an ihre jetzige Pflegemutter. Er setzte dem vom Geschick verliehenen

Glück die Krone auf, denn er bestätigte und befestigte es. Nordberg schrieb an die le Brün:

„Alfonso von . . ., Berthas Onkel mütterlicher Seite, ist hier angekommen; ihm, als ihrem nächsten Verwandten, trete ich die vormundschaftlichen Rechte ab, die ich bisher über die Tochter meines Freundes übte. Die Einlage von ihm an Bertha wird Sie des Näheren belehren.“

Joseph Nordberg.

Hast Du es gelesen, Alter! Dein Freund, Dein Alfonso ist wieder da! O, daß ich nicht Flügel habe, Dir die fröhliche Kunde selbst zu bringen! —

„Ich danke Gott, rief die gutmüthige le Brün aus, nachdem sie gelesen, daß alles so sich fügt, denn mir war doch ein wenig bange bei der ganzen Sache, wegen Nordberg mein' ich.“ Mir auch, fiel ich ihr ins Wort, aber nun ist ja alles, alles gut, und dabei umarmte

ich die Frau, die mir ihres Herzens wegen jetzt recht ehrwürdig erschien. Bertha aber, die im Taumel ihres zeitherigen Glücks alles rund um sich her vergessen hatte, und sich jetzt erst daran erinnern mochte, daß doch noch einige Gefahr über dem Glück ihrer Liebe geschwebt hatte, fiel weinend in die Arme der Frau und bat im Uebermaß ihres Entzückens herzlich ihr das Unrecht ab, was sie früher, verleitet gewissermaßen durch ihre Lage und den Druck, unter dem sie geschmachtet hatte, im Stillen ihr gethan hatte, indem sie dieselbe für herz- und gefühllos hielt.

Da von Berthas Onkel, laut seinen ausdrücklichen Worten, und gewiß auch ohnedem schon, kein Hinderniß zu erwarten war, so legte ich, Deine und Alfonsos Rechte mir einen Augenblick anmaßend, die Hände der Liebenden in einander, in demselben Moment, da mein glücklicher Bruder die von Müller und seiner Tochter zusammenfügte.

So stehen wir denn am Ziele, Feldmann,

und ehe Du es Dich versiehst, umringt Dich ein Kreis von Menschen, auf die der Himmel seine schönsten Gaben herrlich hernieder streute.

Dieß nur melde ich Dir noch kürzlich, ehe ich Dich sehe: Nordberg ist, so schreibt Alfonso, von M... weggegangen, wo seine Aussichten und Entwürfe, nicht gebilligt vom Schicksal, abermals zerrannen, und hat sich, einigen Nachrichten nach, auf ein kleines, ihm von seinem großen, fast fürstlichen Vermögen, noch übrig gebliebenes Gütchen im ...schen zurückgezogen, nachdem er vorher noch, freilich ungern genug, den Ansprüchen entsagt hat, die er früher auf seines Neffen Müller — der diesen Namen beibehalten wird — Vermögen gemacht hat.

Beurkundet nicht das Leben dieses Mannes abermals, wie doch nie das Unrecht Stand behält und zuletzt immer, bald früher, bald später, sich selbst die Grube gräbt? Doch genug davon — er trat hindernd in das Leben guter Menschen eine Zeitlang, dieß sey ihm

gern vergeben, denn sein Dazwischentreten diente ja nur, ihr Glück zuletzt zu erhöhen, vielleicht es zu befestigen, und darum will ich ihm gern einen Theil der Zufriedenheit wünschen für den Rest seiner Tage, die unsere Brust durchdringt und die er bisher nie hat finden können.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gleich, Friedrich, 1782-1842

Jacob Reinhard und seine Familie ein Roman

Bd.: 2

Leipzig (1817)

P.o.germ. 2059 b-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129532-9